

Vom Umgang mit der Angst —



und Mut machenden Angeboten

Gewaltentwicklung: Empfinden, Erhellern, Verstehen ▶ 04

Nicht gegen, sondern für: Ethische Aspekte der Präventionsarbeit ▶ 10

Der Angst begegnen ▶ 15

Kindern Mut machen – Wie geht das? ▶ 20

Echt alles gecheckt? Selbstbehauptungs- und Selbstverteidigungskurse
für Kinder und Jugendliche ▶ 23

Vom Mut, ich selbst zu sein ▶ 27

Editorial



„Die Angst hat sich verändert“ betitelte die Süddeutsche Zeitung um die Jahreswende einen Artikel und bezieht sich dabei auf sexuelle Übergriffe, Tritte in der U-Bahn und weltweiten Terror. Die Nachfrage nach Pfefferspray und Selbstverteidigungskursen habe stark zugenommen.

Betrachtet man das Phänomen unter dem Aspekt des Jugendschutzes, stellt sich die Frage, was sich eigentlich an der Bedrohungslage genau verändert hat und ob dies Einfluss auf unser Erziehungsverhalten haben sollte. Wie entsteht eigentlich Kriminalitätsfurcht und was sind hilfreiche Strategien im Umgang mit der Angst?

In dieser *proJugend* stellen wir uns der Angst. Wir gehen dem Phänomen auf den Grund und bedenken dabei, dass Angst und Erziehung stets zwei Komponenten haben: Der Angst des Kindes, dem wir dann Schutz und Halt bieten können, und unsere eigene Angst, die unsere Wertorientierung und unser Erziehungsverhalten beeinflussen.

Um die Komplexität des Themas zu fassen, folgen die Fachartikel der thematischen Spur „Die Gewaltentwicklung kennen“, „Sinnvolle Prävention ausloten“ und „Der Angst begegnen“.

Prof. Dr. Ulrich Wagner und Johannes Maaser beantworten dabei die Fragen, wie sich die Gewaltkriminalität in den letzten Jahren tatsächlich entwickelt hat und wie sich gleichzeitig die Kriminalitätsfurcht veränderte. Prof. Dr. Regina Ammicht Quinn steckt einen Wert Rahmen guter Prävention. Welchem Grundgedanken folgt Prävention und warum kann Prävention auch schädlich sein?

Georg Adelman erklärt uns, wie Angst zustande kommt und wie wir mit den eigenen Ängsten und den Ängsten anderer konstruktiv umgehen können.

In den Praxisartikeln zeigen wir, wie man Kindern Mut machen kann, wie und wann Selbstbehauptungskurse für Kinder Sinn machen und wie ein Mut machendes Angebot für junge Menschen entwickelt worden ist.

Mit dieser *proJugend* möchten wir dazu beitragen, dass der Umgang mit Gefährdungen nicht so sehr von unserer Angst dominiert wird, sondern von Zuversicht.

Unser Anspruch ist, junge Menschen zu fördern und zu befähigen, wir wollen, dass sie sich mutig und selbstbewusst dem Leben stellen können – mit all seinen dunklen Seiten.

Als Grafiken für die Artikel haben wir uns für schemenhafte Bilder entschieden, bei denen jeder Mensch, der sie betrachtet, auch etwas Anderes sehen darf. Die Grafiken bleiben unkonkret, weil es mit der Angst in der Regel ebenso ist. Jeder Mensch erlebt sie unterschiedlich und jedes Mal ist sie ein bisschen anders.

Jörg Breitweg



Autorinnen und Autoren

Georg Adelman, *1980 arbeitet als klinischer Psychologe und beschäftigt sich als Vorstandsmitglied im Bund für Soziale Verteidigung mit dem Spannungsfeld zwischen Empathie, Angst und Gewalt/-freiheit

Dr. Regina Ammicht Quinn, *1957, ist Ethikerin, Theologin, Germanistin und Leiterin des internationalen Zentrums für Ethik in den Wissenschaften der Universität Tübingen

Stephan Eckl, *1959, Regisseur, Schauspieler und Life-Coach, ist als Geschäftsführer und künstlerischer Leiter des Theaterhauses Eukitea tätig

Johannes Maaser, *1983, Master of Arts in Friedens- und Konfliktforschung, ist Angestellter der Universitätsstadt Marburg im Fachdienst Gefahrenabwehr und Koordinator des Projekts „Einsicht – Marburg gegen Gewalt“

Ursula Schele, *1954, ist Geschäftsführerin des PETZE-Instituts in Kiel und darüber hinaus als Vorstand des bff Bundesverbandes Frauennotrufe und Frauenberatungsstellen tätig

Dr. Kurt Singer, *1929, †2009, war Psychoanalytiker und Professor für pädagogische Psychologie und Schulpädagogik an der LMU München
Der Text wurde freigegeben von Elisabeth Singer, München, info@elisabeth-singer.de

Dr. Ulrich Wagner, *1951, ist Professor für Sozialpsychologie am Fachbereich Psychologie und im Zentrum für Konfliktforschung der Philipps-Universität Marburg tätig

Inhalt

Gewaltentwicklung: Empfinden, Erhellen, Verstehen Johannes Maaser und Ulrich Wagner	Seite 4
Nicht gegen, sondern für: Ethische Aspekte der Präventionsarbeit Regina Ammicht Quinn	Seite 10
Der Angst begegnen Georg Adelman	Seite 15
Kindern Mut machen – Wie geht das? Kurt Singer	Seite 20
Echt alles gecheckt? <i>Selbstbehauptungs- und Selbstverteidigungskurse für Kinder und Jugendliche</i> Ursula Schele	Seite 23
Vom Mut, ich selbst zu sein Stephan Eckl	Seite 27
MEDIEN	Seite 32
SUCHTPRÄVENTION	Seite 32
GLÜCKSSPIELSUCHT	Seite 33
GEWALTPRÄVENTION	Seite 34
SEXUALPÄDAGOGIK	Seite 35
ELTERNTALK	Seite 36
FREUNDE	Seite 38
AJ-INTERN	Seite 38
VORSCHAU/IMPRESSUM	Seite 39
INFO	Seite 40



Gewaltentwicklung: Empfinden, Erhellern, Verstehen

von Johannes Maaser und Ulrich Wagner

Wird unsere Welt tatsächlich immer unsicherer? Nehmen Gewalt und Kriminalität wirklich zu? Wer Debatten in Medien und Politik verfolgt, könnte diesen Eindruck gewinnen. Das Gefühl bedroht zu sein, nähme berechtigterweise zu.

Doch wissenschaftliche Daten führen zu anderen Ergebnissen: In fast allen Bereichen ist Gewalt rückläufig. Die objektive Bedrohungslage ist für die Kriminalitätsfurcht allerdings nicht ausschlaggebend, wesentlicher als Zahlen sind nämlich sozial konstruierte Überzeugungen.

Auf der Pressekonferenz mit Thomas de Maizière und dem sächsischen Innenminister Markus Ulbig zur Veröffentlichung der Polizeilichen Kriminalstatistik 2016 hat der Bundesinnenminister zu Beginn festgehalten: „Die Zahl der in Deutschland verübten Straftaten ist im vergangenen Jahr im Wesentlichen gleichgeblieben. Sie ist nicht gestiegen – und das bei deutlich mehr Einwohnern, das ist erfreulich.“¹

Gleichzeitig spricht de Maizière in derselben Pressekonferenz im April 2017 von einem „Weckruf“, den die Statistik darstelle, von einer „besorgniserregenden Verrohung der Gesellschaft und ihren Folgen“.

Wie passen beide Aussagen zusammen?

Kriminalität, insbesondere in Form von Gewalt, ist eine schwierige Materie – nicht nur für Politikerinnen und Politiker, nicht nur auf Pressekonferenzen oder in

Talkshows. Wenn wir also über Gewalt sprechen: Wie können wir ihre aktuelle Entwicklung beurteilen? Was ist das „richtige Maß“ für Gewalt? Woran können wir unseren eigenen Umgang mit Gewalt orientieren?

1. Worüber reden wir?

Soziale Phänomene, die öffentlich diskutiert werden, neigen dazu, unklar zu werden. Das gilt auch für das Verständnis von Gewalt. Als gewaltsam werden solche Handlungen aber auch Situationen angesehen, die meinen eigenen Wertevorstellungen widersprechen. Die Formen, die „Gewalt“ dabei annimmt, können Worte oder Taten sein (direkte Gewalt). Aber auch als ungerecht empfundene Einschränkungen oder Ungleichheiten der Lebenschancen bestimmter Gruppen durch ökonomische und politische Bedingungen oder durch kulturelle Praktiken werden als (strukturelle) Gewalt bezeichnet – aktuell sichtbar z. B. im Rahmen der Rentendebatte, wenn eine Rentnerin in Deutschland durchschnittlich ca. 57 % weniger Geld erhält als ein Rentner.²

Wir konzentrieren uns hier auf direkte Gewalt als spezielle Formen aggressiven Verhaltens. Diese ist dadurch gekennzeichnet, dass anderen Personen oder Gruppen mit Absicht

- ▶ eine Verletzung körperlicher Unversehrtheit,
- ▶ eine schwere seelische Verletzung oder
- ▶ die systematische Ausgrenzung von sozialer Beteiligung

gegen deren Willen angedroht oder zugefügt wird.

Eine Zahnwurzelbehandlung wäre demnach also keine Gewalt, weil die Patientin oder der Patient sich freiwillig der schmerzhaften Prozedur unterzieht. Diese Definition von Gewalt schließt Phänomene aus, die in oft aufgeheizten öffentlichen Diskussionen häufig als Gewalt bezeichnet werden, wie Zerstörung von Gegenständen, Verschmutzung öffentlicher Plätze oder Lärm.

Das Verständnis von Gewalt, das wir hier zugrunde legen, ist stark davon geprägt, dass wir uns in Forschung

und Projektpraxis mit Präventionsmaßnahmen und Interventionen gegen Gewalt – oft mit Jugendlichen im Schulkontext – befassen, die in interdisziplinären Arbeitsgruppen umgesetzt werden. Ein gemeinsames Verständnis aller Beteiligten über die anzugehenden Phänomene und damit verbundene gemeinsame Zielsetzungen für die gewählten Präventions- oder Interventionsstrategien ist in diesen Zusammenhängen eine entscheidende Gelingensbedingung: Gerade in Projektzusammenhängen, in denen Akteure mit unterschiedlichen Fachhintergründen, aus teils konkurrierenden Institutionen oder mit abweichenden Interessen zusammenarbeiten (müssen), führen oft bereits Diskussionen über die Situationsbeschreibung – „was ist eigentlich das Problem?“ – zu einer Vernebelung oder Überfrachtung des Gegenstandsbereiches. Klarheit ist aber erforderlich, wenn man die Häufigkeit eines Phänomens feststellen, Ursachen analysieren und Interventionen planen und umsetzen will.

2. Gewaltentwicklungen

Öffentliche Diskussionen über Gewalt sind in der Regel von der Klage gekennzeichnet, dass „alles schlimmer geworden“ sei. Vor dem Hintergrund der oben angesprochenen Vielschichtigkeit des Gewaltbegriffs beginnen die Probleme solcher populärer Diagnosen aber bereits bei der Auswahl der herangezogenen Informationen. Als umfassende und vergleichbare Datengrundlage für eine Beschreibung der Situation wird in Deutschland die polizeiliche Kriminalitätsstatistik (PKS) herangezogen. Die PKS ist eine jährliche Zusammenstellung des Bundeskriminalamtes auf Basis der polizeilich registrierten Straftaten des Vorjahres, die neben einzelnen Paragraphen des Strafgesetzbuchs (StGB) auch deliktübergreifende „Sammelkategorien“ ausweist.³ Dabei ist zu beachten, dass es sich um durch die Polizei erfasste Fälle, die eingegangenen Strafanzeigen handelt, nicht um Verurteilungen.

Für den Summenschlüssel 892000 „Gewaltkriminalität“ zeigen die PKS-Zahlen über die letzten zehn Jahre einen Rückgang: So hat die Gewaltkriminalität mit 193.542 Registrierungen 2016 im Vergleich zum Jahr 2006 mit über 215.000 um rund 22.000 Fälle deutlich abgenommen. Lediglich im letzten Jahr ist die zuvor stetig rückläufige Gewaltkriminalität um 6,7 Prozent

1) Die Aufzeichnung der Pressekonferenz vom 24.04.17 ist abrufbar unter:

<https://www.youtube.com/watch?v=jMFC-X3QeDw>
(Quelle Phoenix, Stand 18.07.17).

2) Zahl zitiert nach Diekmann, Florian: „Gender Pension Gap. Frauen bekommen nicht mal halb so viel Rente wie Männer“, in: Spiegel-Online vom 16.03.2016, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/wirtschaft/soziales/rentenkluft-frauen-bekommen-57-prozent-weniger-geld-als-maenner-a-1082366.html> (Stand 18.07.17).

3) Vgl. Kerner, Hans-Jürgen/Karnowski, Philipp: „Jugendgewalt“ in massenstatistischer und in lebensgeschichtlicher Perspektive: Methodische und inhaltliche Betrachtung anhand neuerer Befunde. In: Britta Bannenbergh et al. (Hrsg.): Über allem: Menschlichkeit. Festschrift für Dieter Rössner, S. 200 ff., Baden-Baden (2015).



gegenüber 2015 gestiegen (181.386 Taten).⁴ Die betrachtete polizeiliche Kenngröße von Gewaltstraftaten berücksichtigt allerdings nur gravierende Taten wie unterschiedliche Tötungsdelikte (§ 211, § 212, § 216 StGB), gefährliche und schwere Körperverletzung (§ 224, § 226 StGB) oder Vergewaltigung und schwere sexuelle Nötigung (§ 177, § 178 StGB). Die meist als „einfach“ bezeichnete vorsätzliche Körperverletzung (§ 223) ist nicht enthalten, obwohl diese Delikte zweifellos mit Gewalt zu tun haben. Und tatsächlich zeigt eine Betrachtung der Fälle von Körperverletzung (gemäß §§ 223-227, § 229, § 231 StGB) einen leichten Anstieg im Zehnjahreszeitraum: von 534.337 in 2006 auf 573.450 Fälle im Vorjahr – ebenfalls mit einem deutlicheren Anstieg erfasster Delikte um gut 45.000 Straftaten von 2015 (528.863) auf 2016.⁵

Neben der Häufigkeit im Auftreten bestimmter Gewaltphänomene können sich auch die Qualitäten, also die Formen oder Intensitäten von Taten verändern. So klagt die Polizei beispielsweise über eine Zunahme von Gewalt gegen Polizisten und andere Vertreter der Öffentlichkeit, wie Rettungssanitäter oder Zugführer, die sich in den Kriminalitätsstatistiken einzelner Bundesländer niederschlägt. Zu den Veränderungen der Qualität von Gewalt gehört auch die weltweite Zunahme an terroristischer Gewalt, auch wenn sie in absoluten Zahlen nur einen Bruchteil der Gewalttaten ausmacht.⁶

3. Täter und Opfer

Täter insbesondere von physischer Gewalt – die erste und sichtbarste unserer oben definierten Gewaltformen – sind vornehmlich männliche Jugendliche und junge Männer. Dass Männer der jungen Altersgruppen kriminalstatistisch überrepräsentiert sind, ist dabei ein Phänomen, das sich beobachten lässt, seit es überhaupt differenzierte Statistiken gibt.⁷

Die stärkste Gewaltauffälligkeit tritt demnach zwischen dem 16. und dem 21. Lebensjahr auf, gefolgt von einem Rückgang in den älteren Altersgruppen. Daran wird deutlich, dass Gewaltdelikte während der Adoleszenz meist als vorübergehende Erscheinungen gewertet werden können.⁸

Die geschlechtsbezogene und altersabhängige Entwicklung von Gewalt hängt vermutlich mit biologischen Prozessen zusammen, vor allem aber mit Geschlechterrollenstereotypen und Männlichkeitsvorstellungen, die von jungen Männern ausprobiert werden. Neben jugendtypischen Verhaltensweisen werden aus kriminologischer Sicht für die hohe statistische Auffälligkeit junger Menschen auch deren oft fehlende Professionalität in der Ausführung von Taten sowie das hohe Maß an gesellschaftlicher Kontrolle, dem diese Altersgruppen unterliegen, angeführt.⁹ Beides führt zu einer stärkeren Erfassung im polizeistatistischen Hellfeld.

Junge Männer sind jedoch nicht nur die größte Tätergruppe, sondern auch am häufigsten Opfer von physischer Gewalt.¹⁰ Generell betreffen nicht alle Formen von Gewalt alle Gruppen, jedenfalls nicht in gleichem Maße. Besonders deutlich werden Zusammenhänge von interpersonaler Gewalt und den gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen Gewalt stattfindet, im Hinblick auf Gewalt und Geschlecht oder bei politisch motivierter Gewalt. Opfer von solchen *hate crimes* werden Mitglieder von Gruppen, bei denen die Täter davon ausgehen, dass diese Gruppen unerwünscht seien, wie Menschen mit nicht-heterosexuellen Lebensentwürfen, Menschen jüdischer Herkunft oder Personen mit Migrationshintergrund – oder Personen, die in den Augen der Täter so aussehen. *Hate crimes* sind in starkem Maße von der öffentlichen und politischen Diskussion abhängig, die die Aufmerksamkeit auf bestimmte Gruppen lenkt, diesen Verfehlungen unterstellt und damit in den Augen der Täter ein gewalttätiges Vorgehen legitimiert.

4) Quelle Bundeskriminalamt (BKA), zitiert nach Zusammenstellung von Statista: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/153880/umfrage/faelle-von-gewaltkriminalitaet> (Stand 17.07.17).

5) Quelle BKA, zitiert nach Zusammenstellung von Statista: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/157320/umfrage/polizeilich-erfasste-faelle-von-koerperverletzung-seit-1995>

6) Insgesamt sollte betont werden, dass Gewaltdelikte nur ca. 3 % aller in der PKS registrierten Kriminalität ausmachen, auf Tötungsdelikte entfallen 0,05 %, vgl. Spiess, Gerhard: Immer jünger – immer brutaler? Kriminalstatistische und kriminologische Befunde zur Entwicklung der Jugend- und Gewaltkriminalität in Deutschland. Folien anlässlich der 2. Konstanzer „Langen Nacht der Wissenschaft“ am 5.5.2012 an der Universität Konstanz gehaltenen Vortrag: <http://www.uni-konstanz.de/rjf/g/G.Spiess-2012-05-Jugend-Gewalt-Immer-juenger-immer-brutaler.pdf> (Stand 19.07.17).

7) Vgl. Spiess, Gerhard: Demografischer Wandel und altersspezifische Kriminalität. Projektion der Entwicklung bis 2050. In: Robert Naderi (Hg.): Auswirkungen demographischer Entwicklungen auf Sicherheitsfragen Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, Heft 128, S. 35–56 (2009).

8) Vgl. Kerner/Karnowski, in: Bannenberg, S. 205 (2015).

9) Vgl. Maschke, Werner: Kinder- und Jugenddelinquenz. Stimmt das Schreckgespenst von den „gewalttätigen Kids“? In: Landeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Der Bürger im Staat. Sicherheit und Kriminalität. Heft 1/2003, S.19–24.

10) 2016 waren über 15 % aller registrierten Opfer von Gewaltkriminalität männlich und im Alter zwischen 14 und 21 Jahre alt – der Anteil dieser Geschlechts-/Altersgruppe an der Deutschen Wohnbevölkerung liegt bei ca. 3,7 %; Zahlen abrufbar unter: https://www.bka.de/DE/AktuelleInformationen/StatistikenLagebilder/PolizeilicheKriminalstatistik/PKS2015/pks2015_node.html (Stand 19.07.17).

4. Gewaltkriminalitätsfurcht – unterschiedliche Perspektiven

Empirische Forschung zeigt, dass die statistische Wahrscheinlichkeit und die Furcht, Opfer einer kriminellen Handlung oder einer Gewalttat zu werden, nur sehr bedingt zusammenhängen: Wenn Menschen das Verhältnis von Straftaten einschätzen sollen, überschätzen sie den Anteil schwerer Gewalt an der polizeilichen Kriminalstatistik zumeist deutlich. Interessanterweise kommt die Einschätzung der Situation im eigenen Wohnumfeld dabei vergleichsweise näher an die polizeilich registrierten Zahlen heran, als wenn zur Beurteilung der Sicherheitslage – außerhalb des eigenen Wohnumfeldes – in stärkerem Maß auf Informationen durch die Medien zurückgegriffen werden muss.¹¹ Auch empfinden Menschen, bei denen die statistische Wahrscheinlichkeit, Opfer zu werden, objektiv betrachtet geringer ist als bei anderen, ein stärkeres Maß an Furcht, wie ältere Menschen im Vergleich zu jüngeren oder Frauen im Vergleich zu Männern.

Gewaltkriminalitätsfurcht ist also in starkem Maße sozial konstruiert. Bei der Beschäftigung mit Kriminalitätsfurcht muss daher zunächst zwischen individuellen oder personalen und allgemeinen oder sozialen Ursachen von Kriminalitätsfurcht unterschieden werden. Soziale Kriminalitätsfurcht wird in Umfragen üblicherweise durch die Frage erfasst, ob man sich generell über die Kriminalitätsentwicklung in Deutschland Sorgen macht bzw. ob man Kriminalität als bedeutsames Problem für Staat und Gesellschaft betrachtet. Bei der individuellen Kriminalitätsfurcht, häufig auch als subjektives Sicherheitsempfinden bezeichnet, steht hingegen die Angst im Vordergrund, selbst Opfer einer kriminellen Handlung zu werden.¹² Am häufigsten wird diese Risikoeinschätzung über die als „Standardindikator“ bezeichnete Frage erhoben „Wie sicher fühlen Sie sich in Ihrer Wohngegend, wenn Sie abends bei Dunkelheit allein auf die Straße gehen“.¹³ Dieser Standardindikator wurde auch 2012 im Deutschen Viktimisierungssurvey des Max-Planck-Instituts für ausländisches und

11) Vgl. Pfeiffer, Christian/Windzio, Michael/Kleimann, Matthias: Die Medien, das Böse und wir. In: Hans-Jörg Albrecht et al. (Hg.): Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform. Heft 6, S. 415–435 (Dezember 2004). Anfang Januar hat das Forschungsteam um Christian Pfeiffer 2.000 repräsentativ ausgewählte Deutsche zu ihrer Einschätzung von der Kriminalitätsentwicklung befragt: Die Probanden sollten angeben, wie sie die Veränderung der polizeilich registrierten Kriminalität in Deutschland zwischen 1993 und 2003 einschätzen, nachdem ihnen Fallzahlen der PKS 1993 für u. a. acht ausgewählte Delikte vorgelegt wurden (darunter waren die Gesamtkriminalität in Deutschland, Einbruch, Autodiebstahl aber auch vollendeter Sexualmord).

internationales Strafrecht verwendet, der bisher umfangreichsten Befragung zu Opfererfahrungen und Kriminalitätsfurcht von ca. 35.000 Personen in Deutschland. Demnach fühlen sich in kleinen Wohnorten mit weniger als 2.000 Einwohnenden 11 Prozent der Befragten eher unsicher oder sehr unsicher. In mittleren Städten mit einer Bevölkerung von 50.000 bis 100.000 Menschen gab jeder fünfte Befragte (21 %) an, sich nachts in der eigenen Wohngegend eher oder sehr unsicher zu fühlen.¹⁴ In derselben Befragung des Max-Planck-Instituts äußerten knapp 17 %, sie seien „ziemlich“ oder „sehr“ beunruhigt, geschlagen und verletzt zu werden¹⁵, 18 % haben Angst vor einem Raub¹⁶ und gute 18 % der Frauen sowie fast 8 % der Männer fürchten sexuelle Belästigung¹⁷.

5. Einflussgrößen und Zeichen für Unsicherheit

Es gibt unterschiedliche Einflussfaktoren und Theorien darüber, wie Kriminalitätsfurcht entsteht und wie einzelne Komponenten des Sicherheitsempfindens in Zusammenhang stehen.¹⁸ Die Furcht, Opfer krimineller Handlungen zu werden, variiert vor allem mit dem Alter und mit dem Geschlecht. Außerdem gelten eigene und berichtete Viktimisierungserfahrung (Personen mit eigener Opfererfahrung zeigen ein erhöhtes Unsicherheitsgefühl, solche mit Opfererfahrungen im Bekanntenkreis weisen i.d.R. ein noch höheres Unsicherheitsgefühl auf), Vulnerabilität (Menschen mit positivem Selbstbild und höherem Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten zeigen weniger Kriminalitätsfurcht), Einkommen, Bildung (sowohl höheres Einkommen als auch höhere

12) Die personale Kriminalitätsfurcht ist wiederum ein mehrdimensionales Konstrukt, bei dem eine kognitive (verstandesbezogene), eine affektive (gefühlsbezogene) und eine konative (verhaltensbezogene) Dimension unterschieden werden, vgl. z. B. Boers, Klaus: Kriminalitätsfurcht: Über den Entstehungszusammenhang und die Folgen eines sozialen Problems, Pfaffenweiler (1991).

13) Reuband, Karl-Heinz: Subjektives Kriminalitätserleben im Kontext gesellschaftlicher Transformation. Kriminalitätsfurcht der Ostdeutschen im kollektiven Verlauf und individueller Erinnerung. In: Axel Groenemeyer (Hg.): Wege der Sicherheitsgesellschaft. Gesellschaftliche Transformationen der Konstruktion und Regulierung innerer Unsicherheiten, Wiesbaden, S. 112–162, S. 122 (2010).

14) Birkel, Christoph/Guzy, Natalie/Hummelsheim, Dina/Oberwittler, Dietrich/Pritsch, Julian: Der Deutsche Viktimisierungssurvey 2012. Erste Ergebnisse zu Opfererfahrungen, Einstellungen gegenüber der Polizei und Kriminalitätsfurcht. Erschienen in der Schriftenreihe des Max-Planck-Instituts für ausländisches und internationales Strafrecht, herausgegeben von Hans-Jörg Albrecht und Ulrich Sieber, Freiburg im Breisgau, S. 70–71 (2014).

15) Ebd. S. 127.

16) Ebd. S. 129.

17) Ebd. S. 130.



Bildungsabschlüsse gelten als furchtsenkend) und Medienkonsum (Personen, die länger fernsehen, weisen ein höheres subjektives Unsicherheitsgefühl auf) als zentrale Einflussfaktoren für die Risikowahrnehmung.¹⁹

In der polizeilichen Arbeit und in der Stadtplanung ist der Broken-Windows-Ansatz zu einer einflussreichen kriminologischen Theorie geworden. Das Broken-Windows-Modell wurde 1982 von den Sozialwissenschaftlern James Wilson und George Kelling eingeführt. Es besagt, dass Menschen anfangen, sich vor Gewaltkriminalität zu fürchten, wenn in ihrem Umfeld Zeichen für Verwahrlosung, sogenannte *incivilities*, auftreten. Dazu gehören zerstörte öffentliche Einrichtungen und der Aufenthalt von vermeintlich „zweilichtigen Personen“. Passanten schließen daraus, dass die entsprechende Gegend gefährlich ist. Sie beginnen, diese Gegend zu meiden, was nach der Theorie abnehmende soziale Kontrolle nach sich zieht und schließlich auch zu einer objektiven Zunahme an Kriminalität führt.

Der Ansatz der Null-Toleranz, der in den 1970er Jahren in New Jersey entwickelt und in der Stadt New York zur ordnungspolitischen Maxime erklärt worden ist, beruht auf diesem theoretisch begründeten Zusammenhang. Danach soll Kriminalität und Kriminalitätsfurcht dadurch verringert werden, dass schon erste Anzeichen von Verwahrlosung beseitigt werden, wie beispielsweise Schmierereien oder eben zerbrochene Fensterscheiben. Dazu gehört aber auch die Verdrängung von bestimmten Teilen der Bevölkerung, deren Verhalten oder bloßes Erscheinen bereits als *incivilities* angesehen werden.



6. Psychologische Verzerrungen medial und politisch gefüttert

Vieles deutet darauf hin, dass weniger die Quantität von Gewalt für das Ausmaß an Furcht oder Angst vor Gewalttaten verantwortlich ist, sondern entscheidender zu sein scheint, wie wir als Individuen aber auch als Gesamtgesellschaft mit Gewalterfahrungen umgehen. Gewalt kann vor allem als eine Herausforderung, ein infragestellen, oder gar als die Negation unseres persönlichen und kollektiven Werte- und Normsystems verstanden werden. Eine Zunahme von Gewalt wird vor allem dann erlebt, wenn besonders brutale oder unverständliche Formen von Gewalt in Medien und Freundeskreisen diskutiert werden. Beispiele sind die vergleichsweise wenigen gewalttätigen islamistischen Übergriffe – 2016 in Deutschland insgesamt fünf. Gerade diese Taten erwecken in der Bevölkerung jedoch den Eindruck einer massiven Gewaltkriminalitätsbelastung und erzeugen Ängste. Dabei ist die Wahrscheinlichkeit, selbst Opfer einer solchen extremistischen Gewalttat zu werden, im Vergleich zu anderen Risiken, z. B. im Straßenverkehr, verschwindend gering. Derart „überzogene“ Eindrücke von Gewaltgefährdungen gehen u. a. auf psychische Informationsverarbeitungsprozesse zurück, wonach seltene, aber besonders auffällige Ereignisse dazu führen, dass wir deren Häufigkeit überschätzen. Dieser Überschätzungseffekt wird noch verstärkt, wenn Straftaten mit bestimmten Gruppen in Zusammenhang

18) Schwind, Hans-Dieter et al. (Hg.): Kriminalitätsphänomene im Langzeitvergleich am Beispiel einer deutschen Großstadt. Bochum 1975–1986–1998, Neuwied, S. 227 (2001) – siehe hier auch zur Unterscheidung von affektiver, kognitiver und konativer Kriminalitätsfurcht.

19) Eine gute Übersicht zum Forschungsstand und den interdisziplinären Diskussionen bieten Diana Ziegler, Dominic Kudlacek und Thomas Fischer – siehe: Ziegler, Diana et al. (Hg.): Zur Wahrnehmung und Definition von Sicherheit durch die Bevölkerung. Erkenntnisse und Konsequenzen aus der kriminologisch-sozialwissenschaftlichen Forschung, S. 11, Berlin (2011).

gebracht werden, wie etwa Gewaltkriminalität oder Terrorismus mit „Flüchtlingen“. Die wenigsten von uns sind unmittelbare Zeugen von Gewaltübergriffen durch tatsächlich oder vermeintlich geflüchteten Menschen geworden. Dennoch haben die Ausschreitungen in Köln zum Jahreswechsel 2015/16 uns alle beeindruckt. Die Gefahr besteht, dass solche Ereignisse die Bevölkerung durch Konditionierungsprozesse in hohem Maße verängstigen und die Gewalttaten auf alle Menschen mit Fluchthintergrund verallgemeinert werden.

7. Die Verringerung von Kriminalitätsfurcht

Kriminalitätsfurcht belastet die Menschen. Sie kann die Lebensqualität erheblich beeinträchtigen, wenn beispielsweise bestimmte Orte aus Angst gemieden werden. Wenn Kriminalitätsfurcht auf eine objektive Kriminalitätsbelastung zurückgeht, ist diese zu reduzieren, wie beispielsweise durch angemessene Polizeipräsenz oder die Verbesserung der Ausleuchtung von Wegen. Wenn Kriminalitätsfurcht hingegen eher wenige objektive Gründe hat, weil die Menschen zum Beispiel auf incivilities sehr sensibel reagieren, sind diese – wenn sozial verträglich – zu reduzieren. Darüber hinaus gilt es auch, diffusen und unbestimmten Gefühlen der Unsicherheit durch Aufklärung entgegenzuwirken.

Kriminalitätsfurcht geht häufig auf medial und politisch herausgehobene Einzelereignisse zurück, die die Menschen besonders verunsichern. Medien müssen berichten, dafür sind sie da. Sie müssen aber nicht unnötig mit emotionalen Bildern das Ausmaß der Verängstigung in der Bevölkerung steigern. Wenn hingegen politische Propaganda und Medienberichterstattung das Thema Gewaltgefährdung fahrlässig oder aus wahltaktischen Gründen hochspielen, ist das zu unterlassen. Und wenn politische Interessensvertreter durch die Wiederholung und Überbetonung von Einzelereignissen oder die Verknüpfung dieser Vorfälle mit einer (vermeintlichen) Tätergruppe den Eindruck einer erhöhten Gefährdung herbeireden, ist das fahrlässig.

Literatur & Links

Die Primärdaten zur Polizeilichen Kriminalstatistik sowie zu demographischen Angaben der deutschen Wohnbevölkerung sind abrufbar unter: https://www.bka.de/DE/AktuelleInformationen/StatistikenLagebilder/PolizeilicheKriminalstatistik/pks_node.html

Zitierte Zusammenstellungen von Gewaltkriminalität (1999 – 2016) und Körperverletzungsdelikten (2003 – 2016) sind kostenfrei abrufbar bei Statista: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/153880/umfrage/faelle-von-gewaltkriminalitaet/>

<https://de.statista.com/statistik/daten/studie/157320/umfrage/polizeilich-erfasste-faelle-von-koerperverletzung-seit-1995/>

Die Aufzeichnung der Pressekonferenz vom 24.04.17 mit Bundesinnenminister Thomas de Maizière und dem sächsischen Innenminister Markus Ulbig zur Veröffentlichung der Polizeilichen Kriminalstatistik 2016 ist abrufbar unter:

<https://www.youtube.com/watch?v=jMFC-X3QeDw>
(Quelle Phoenix, Stand 18.07.17)

BIRKEL, CHRISTOPH/GUZY, NATALIE/HUMMELSHEIM, DINA/OBERWITTLER, DIETRICH/PRITSCH, JULIAN: **Der Deutsche Viktimisierungssurvey 2012. Erste Ergebnisse zu Opfererfahrungen, Einstellungen gegenüber der Polizei und Kriminalitätsfurcht.** Erschienen in der Schriftenreihe des Max-Planck-Instituts für ausländisches und internationales Strafrecht, herausgegeben von Hans-Jörg Albrecht und Ulrich Sieber, Freiburg im Breisgau (2014).

BOERS, KLAUS: **Kriminalitätsfurcht: Über den Entstehungszusammenhang und die Folgen eines sozialen Problems.** Pffaffenweiler (1991).

KERNER, HANS-JÜRGEN/KARNOWSKI, PHILIPP: **„Jugendgewalt“ in massenstatistischer und in lebensgeschichtlicher Perspektive: Methodische und inhaltliche Betrachtung anhand neuerer Befunde.** In: Britta Bannenberg et al. (Hrsg.): *Über allem: Menschlichkeit.* Festschrift für Dieter Rössner, S. 193–219, Baden-Baden (2015).

MASCHKE, WERNER: **Kinder- und Jugenddelinquenz. Stimmt das Schreckgespenst von den „gewalttätigen Kids“?** In: Landeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): *Der Bürger im Staat. Sicherheit und Kriminalität.* Heft 1/2003, S. 19–24.

PFEIFFER, CHRISTIAN/WINDZIO, MICHAEL/KLEIMANN, MATTHIAS: **Die Medien, das Böse und wir.** In: Hans-Jörg Albrecht et al. (Hrsg.): *Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform.* Heft 6, S. 415–435 (Dezember 2004).

REUBAND, KARL-HEINZ: **Subjektives Kriminalitätserleben im Kontext gesellschaftlicher Transformation. Kriminalitätsfurcht der Ostdeutschen im kollektiven Verlauf und individueller Erinnerung.** In: Axel Groenemeyer (Hg.): *Wege der Sicherheitsgesellschaft. Gesellschaftliche Transformationen der Konstruktion und Regulierung innerer Unsicherheiten,* S. 112–162, Wiesbaden (2010).

SCHWIND, HANS-DIETER ET AL. (HG.): **Kriminalitätsphänomene im Langzeitvergleich am Beispiel einer deutschen Großstadt. Bochum 1975–1986–1998.** Neuwied (2001).

SPIESS, GERHARD: **„Demografischer Wandel und altersspezifische Kriminalität. Projektion der Entwicklung bis 2050.** In: Robert Naderi (Hrsg.): *Auswirkungen demographischer Entwicklungen auf Sicherheitsfragen.* Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, Heft 128, S. 35–56 (2009).

ZIEGLEIDER, DIANA ET AL. (HG.): **Zur Wahrnehmung und Definition von Sicherheit durch die Bevölkerung. Erkenntnisse und Konsequenzen aus der kriminologisch-sozialwissenschaftlichen Forschung.** Berlin (2011).





Nicht gegen, sondern für: Ethische Aspekte der Präventionsarbeit

von Regina Ammicht Quinn

Nach emotional aufwühlenden Gewaltereignissen ist der Wunsch nach mehr Sicherheit verständlich. Neben der Forderung nach mehr Kontrolle, kann man auch beständig den Ruf nach mehr Prävention vernehmen. Man müsse schließlich verhindern, dass es in Zukunft erneut zu solch negativen Ereignissen komme. Doch ist ein Mehr an Prävention automatisch besser? Wann ist Prävention eigentlich gut?

1. Ambivalenzen von Prävention

Prävention – beispielsweise im Gesundheitsbereich – erscheint meist als schlechthin „gut“, notwendig und sinnvoll. In vieler Hinsicht stimmt das auch, und wir alle folgen mehr oder weniger gewissenhaft den Einladungen zu Vorsorgeuntersuchungen und den Ermahnungen zu einer gesünderen Lebensweise.

In Julie Zehs Roman „Corpus Delicti“ (2009) sind die Krankheiten ausgerottet, und jedes Verhalten, das möglicherweise krankmachend sein könnte, ist ein Straftatbestand. Es ist das Jahr 2057, jeder Mensch hat einen Chip implantiert, der ständig Daten liefert, die Wohnung ist ein Überwachungssystem, und auch das Abwasser wird untersucht – beispielsweise auf Magensäure, weil man dann feststellen kann, ob sich ein Mensch übergeben hat. Selbstverständlich werden auch die Daten des Heimtrainers abgerufen, um zu überprüfen, ob man die verpflichtende Kilometerzahl zurückgelegt hat. Die Leit-Ideologie ist einfach und einleuchtend: „Gesundheit ist das Ziel des natürlichen Lebenswillens und deshalb natürliches Ziel von Gesellschaft, Recht und Politik.“¹

Prävention im Gesundheitsbereich kann eine Erfolgs-

geschichte sein. Julie Zehs Warnung aber zeigt den „Überschlag“ von der präventiven Sorge um Gesundheit zu einer machtgebundenen Prävention als Einschränkung von Freiheit und Privatheit. Dies ist nicht ein Phänomen, mit dem wir uns später, etwa 2057, befassen müssen: Prävention kann dann, ganz real in unserer Gegenwart, ungerecht sein, wo etwa Krankenkassen Boni für gesundheitsförderndes Verhalten geben – aber Menschen mit bestehenden Einschränkungen oder Krankheiten davon nicht profitieren können oder Menschen aus anderen Gründen nicht in der Lage sind, den Empfehlungen zu folgen. Und Prävention hat nicht immer so klar positive Ergebnisse wie eine einfache Kariesprophylaxe.

Prävention in den Bereichen sozialen Verhaltens, Kriminalität und Sicherheit ist in anderer Weise komplex als Prävention im Gesundheitsbereich. Aber auch hier stellen sich Fragen nach Freiheit und Privatheit, nach Gerechtigkeit und nach der Angemessenheit bestimmter Maßnahmen. Damit ist jede Prävention implizit oder explizit an Werte gebunden und ein Thema der Ethik.

1) Ebd. S. 7.

2. Was tut Ethik?

Ethik ist die kritische Reflexion und Analyse herrschender gelebter Moral. Dabei denkt und arbeitet sie nicht nur im deskriptiven (beschreibenden), sondern auch im präskriptiven (vorschreibenden) Sinn. Ein solches Verständnis von Ethik reicht bis ins griechische 8. Jahrhundert v. Chr. zurück. Aristoteles, der ‚Ethik‘ als philosophische Disziplin einführt, geht davon aus, dass jede menschliche Praxis, auch Gewohnheiten, Traditionen und schlichter Gehorsam theoretisch reflektiert und praktisch gestaltet werden muss.

Ethik ist eine Theorie menschlichen Handelns unter den Grundgegensätzen von gut / böse, richtig / falsch, aber auch gelingendes / misslingendes Leben. Ethik stellt damit eine doppelte Frage: zum einen die Frage nach richtigem Handeln vor allem in Konfliktsituationen, und zum anderen die Frage nach dem „guten Leben“, die immer wieder heißt: *In welcher Gesellschaft wollen wir leben?*

„Werte“ sind dabei zentral. Aber mit dem Auflisten von „Werten“ ist wenig gewonnen, weil Werte ihre eigene Gestalt in der Regel erst durch Wertkonflikte erhalten. Eine solche Analyse von Wertkonflikten ist die genuine Aufgabe der Ethik. Stehen Werte miteinander im Konflikt, müssen sie abgewogen werden. Solche Abwägungen fragen beispielsweise danach, welchen Preis – in Form von Geld, Freiheit, Gerechtigkeit oder Privatheit – wir bereit sind, für den Wert „Sicherheit“ zu bezahlen. Diese Preise können überhöht sein, so dass Menschen in unangemessener Weise Freiheitseinschränkungen abverlangt werden; manche Menschen können von der Herstellung von Sicherheit profitieren, während andere darunter leiden – etwa, wenn die Attraktivität einer Einkaufsstraße erhöht werden soll und bestimmte Menschen als (gefühltes) Sicherheitsrisiko eingestuft und vertrieben werden. Sicherheit und Gewaltfreiheit in einer Gesellschaft sind hohe Werte. Aber auch hohe Werte sind nicht frei von Ambivalenzen.

3. Grundgedanken der Prävention: Die „Zähmung der Zukunft“²

Präventives Handeln ist notwendig; es kann, wie bei der Kariesbekämpfung durchweg positive Auswirkungen haben; es kann, wie häufig im Kinder- und Jugendschutz, viele Lebensläufe zum Besseren wenden; aber es kann immer auch in Wertkonflikten stehen (etwa im Konflikt zwischen einem „Einkaufserlebnis“ in gefühlter Sicherheit und einem Ort für jugendliche Punks), und es kann Nebeneffekte haben, die gravierend, aber zu

einer bestimmten Zeit kaum voraussehbar sind (etwa die Stigmatisierung Jugendlicher durch bestimmte Formen der Hilfe oder Prävention als Normalisierung mit einem Misstrauen gegen Pluralität).

Prävention ist eines der Leitkonzepte einer Risikogesellschaft³ geworden. Vor-Sehen und Vor-Sorge werden dabei elementar wichtig.

Menschen haben schon immer auf ihre Zukunft mit Planung reagiert, manchmal sogar mit weiser Voraussicht, mit sapientia oder prudentia. Heute leben wir in einer Zeit extremer Beschleunigung, in der schon die Gegenwart schwer überschaubar ist. Das „einfach Abwarten“ oder das „carpe diem“, mit dem der römische Dichter Horaz dazu aufforderte, nicht auf die Zukunft zu vertrauen, sondern das Jetzt zu genießen, sind heute nur noch kleine Korrekture zu einem Mainstream, der Zukunft als gefährlich und gefährdet sieht und Handlungsbedarf anmeldet.

Prävention also hat mit Gefahr und Risiko zu tun. Gefahren werden in dem Moment zu Risiken, wo Techniken (auch Sozialtechniken) zu deren Bewältigung vorhanden sind: „Wenn es Regenschirme gibt“, so Luhmann, „kann man nicht mehr risikofrei leben. Die Gefahr, dass man durch Regen nass wird, wird zum Risiko, das man eingeht, wenn man den Regenschirm nicht mitnimmt.“⁴ Dabei imaginiert Prävention zwei Zukünfte: eine wünschenswerte Zukunft, die eintritt, wenn ich bestimmte Dinge tue und eine andere, nicht wünschenswerte Zukunft, die nicht eintritt, wenn ich bestimmte Dinge tue.

Prävention hat die Aufgabe, negative Zukünfte so weit wie möglich zu verhindern. Und dabei gibt es Einschränkungen:

- ▶ Zunächst sind die Ressourcen, mit denen diese negativen Zukünfte verhindert werden, materiell eingeschränkt. Sie sind aber auch eingeschränkt durch Grenzen des institutionellen Handelns und, grundlegend, durch Grenzen menschlichen Handelns.
- ▶ Eingeschränkt ist die Verhinderung negativer Zukünfte dadurch, dass Zukunftswissen unsicheres Wissen ist. „Wie kann man etwas messen, was sich nicht ereignet, wenn man nicht weiß, ob es sich nicht auch dann nicht ereignet hätte, wenn man nichts – oder etwas anderes – getan hätte?“⁵ Fragen wie diese machen deutlich, dass die Messbarkeit von Maßnahmen und die Übersetzung in statistische

2) Leese 2016, S. 76.

3) Beck 1986

4) Luhmann 1993, S. 328.

5) Feltes 1995, S. 19.



Werte, die wiederum Maßnahmen rechtfertigen, problematisch sein können. Hier ist eine kluge Selbstreflexion präventiver Handlungen gefordert.

- ▶ Eingeschränkt ist die Verhinderung negativer Zukünfte aber auch durch moralische Unsicherheiten: Wünschenswerte Zukünfte, auf die präventives Handeln zielt, brauchen klare normative Vorstellungen dessen, was ‚gut‘ und ‚schlecht‘ ist. Dies mag im Normalfall Alltagskonsens sein. Ein bestimmtes zukünftig erwünschtes Verhalten kann ein nicht schädigendes oder ein gewaltfreies Verhalten sein; es kann aber auch ein für andere angenehmes, „normales“ Verhalten sein. Wünschenswerte Zukünfte als Leit motive präventiven Handelns müssen so ihre eigenen Wertvorstellungen überprüfen. Prävention darf nicht auf Normalisierung zielen.

4. Unsichere Zukunft, gefühlte Bedrohung, Angst: Motivationen der Prävention

Auch die Motivationen der Präventionsarbeit können ambivalent sein. Sie können sich darauf konzentrieren, Menschen zu schützen oder darauf, „uns“ vor „den anderen“ zu schützen. Beides ist häufig miteinander vermischt, und Ambivalenzen zeigen sich zwischen der Stärkung von Kindern und Jugendlichen und deren Markierung als „problematisch“ oder „potenziell gefährlich“; zwischen dem Ziel einer guten Gesellschaft für alle und dem Ziel einer guten Gesellschaft, die darum gut ist, weil sie keine Abweichungen enthält.

„Little Albert“ ist eines der bekanntesten Kleinkinder in der Geschichte der modernen Psychologie. Für John B. Watson und Rosalie Rayner war er im Jahr 1920 das Material, anhand dessen bewiesen werden konnte, dass man Angst lernen kann; und er wurde auch als Material behandelt, nicht als kleiner Mensch. „Little Albert“, Sohn einer Amme aus demselben Krankenhaus in Baltimore, an dem auch Watson und Rayner arbeiteten, durfte einige Wochen lang vergnüglich mit einer weißen Ratte spielen. Als er elf Monate und drei Tage alt war, schlug Watson in dem Augenblick, in dem Albert nach der Ratte greifen wollte, unmittelbar hinter dessen Kopf mit einem schweren Hammer auf eine Stahlplatte. Albert, der vorher nur durch seine Furcht vor lauten Geräuschen aufgefallen war, fiel nach vorn auf die Matratze und hielt sein Gesicht versteckt. Nach wenigen Wiederholungen zeigte es sich, dass Albert nun nicht nur vor der weißen Ratte, sondern auch vor

Häschen, Pelzmänteln und Weihnachtsmännern Angst hatte. Ehe Albert von Watson wieder „rekonditioniert“ werden konnte, verließ seine Mutter mit ihm das Krankenhaus.⁶

Das „Little Albert Experiment“ ist für den Behaviorismus eine der Grundlagen für die Erkenntnis, dass Angst erlernt werden kann – wie konsequenterweise auch Furchtlosigkeit und Mut. Die Forschung Watsons und seiner Kolleg/-innen passt in das kulturelle Klima der Zeit, denn schon seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gibt es eine breite pädagogische Polemik gegen Angst-Erziehung, die kindlichen Gehorsam mit Verweis auf Angst machende Gestalten erzwingt – sei es das Gespenst auf dem Dachboden oder der Vater. Denn Angst schädige das Kind, verzögere die Entwicklung und rufe Epilepsie hervor.⁷

Nicht erst in Folge von 9/11, sondern schon im breiten Vorfeld lässt sich ein veränderter kultureller Umgang mit Angst feststellen. In der Kindererziehung bekommt Angst (unter dem Motto von Schutz und Vorsicht) wieder einen neuen Stellenwert. Ob Straßenverkehr, fremde Menschen oder Zusatzstoffe in Lebensmitteln – Tapferkeit hat hier keinen Stellenwert mehr, und Vorsicht wird in der Regel, geschlechtsübergreifend, über Angst gelernt.

Leben wir also in einer „Culture of fear“⁸, in einer kulturellen Situation, in der Angst nicht mehr, wie vor hundert Jahren, schambesetzt ist, sondern eingefordert wird? In einer Atmosphäre, in der Menschen verbreitet an den Anstieg von Bedrohungen glauben, der in objektivierte Zahlen nicht stattfindet? In der potenzielle Risiken als aktuelle Gefahren präsentiert werden? In der deutlich wird, dass die gemeinsame Abwehr von Bedrohungen zur Gemeinschaftsbildung beiträgt und die unsichere Freiheit immer wieder unangenehmer erscheint als die unfreie Sicherheit?

Die Angstdiskurse unterschiedlicher Zeiten und Gesellschaften können psychologisch, emotionssoziologisch oder auch medientheoretisch untersucht werden. In einer ethischen Perspektive wird vor allem Folgendes wichtig: **Angst vor jemandem und Angst um jemanden** sind unterschiedliche Motive. Diskurs von Angst bzw. Furcht haben eine eigene Dynamik und können eine wenig reflektierte und analysierte Definitionsmacht über Begriffe und Entscheidungen im Rahmen Bedrohung und Sicherheit bekommen. Am deutlichsten wird dies momentan vor allem in der Angst vor einem als monolithisch verstandenen Islam.

6) Watson/Rayner 1920; Watson 1930.

7) Bourke 2005, S. 93.

8) Furedi 2005.

5. „Gute“ Prävention: Grundlagen

Eine kluge Selbstreflexion der Prävention ist besonders dort gefordert, wo gesellschaftlich, politisch, medial hinter unseren Köpfen mit einem Hammer auf eine Stahlplatte geschlagen wird. Angstdiskurse können sich so in gefühlte Bedrohungen verwandeln, die wiederum präventives Handeln steuern. Damit kann ein paradoxer und gefährlicher Zirkel entstehen, in dem Angst Abwehr, Abwehr Exklusion und Exklusion wiederum Bedrohungen erzeugt.

Es ist die professionelle und ethische Aufgabe der Risikoprävention, ihre eigenen Risiken abzuschätzen und zu vermindern. Eine Basis dafür sind eine Berufsethik und eine Institutionenethik der Prävention.

Das, was heute **Berufs- oder Professionsethik** heißt, war früher die „Ehre des Standes“. Damit umfasst eine Berufsethik die Normen, Regeln, Kriterien, Werte, die für die angemessene Ausübung des Berufs nötig sind. Sie setzt berufliche Kompetenzen voraus, geht jedoch notwendig über sie hinaus und bezieht sich auf Einstellungen und Haltungen.

Das Vorhandensein einer solchen Berufsethik hat die Konsequenz, dass wir darauf vertrauen, dass etwa der Handwerker weiß, was er tut. Weiß er es allerdings nicht, gibt es Geschichten eines gebrochenen Vertrauens, die immer wieder für eine lebhaftere, anekdotenreiche und zumindest in einem gewissen Abstand amüsante Abendunterhaltung gut sind. Geschichten des gebrochenen Vertrauens im Kontext des Sicherheitshandelns sind dies nicht – sie sind oft zu ernst.

Eine eindeutige Berufsethik für Prävention im Sicherheitsbereich zu formulieren, ist schwierig, weil hier eine Vielzahl von Professionen mit unterschiedlichen Perspektiven und Zugriffen tätig ist. Drei Punkte sind wichtig für alle:

- ▶ Die (relative) **Machtposition**, in der sich die Akteure und Akteurinnen der Prävention befinden, ist konstant zu reflektieren und im Rahmen der Rechtsstaatlichkeit für im moralischen Sinn gute Zwecke zu nutzen. Diese Machtpositionen sind unterschiedlich bei Fachkräften der Polizei und der Sozialarbeit, bei städtischen Fachkräften und Lehrkräften; sie sind aber vorhanden und das Bewusstsein davon muss mit moralischer Vorsicht in das Handeln integriert werden.
- ▶ Die eigene Arbeit ist immer mit dem Anspruch auf **Gerechtigkeit** zu unterlegen. Dies ist eine hohe Forderung, denn immer wieder lässt sich ‚Gerechtigkeit‘ strukturell nicht einfach durchsetzen. Möglichst den Einzelnen gerecht zu werden und die un-

terliegenden Motivationen des präventiven Handelns von Angst vor und Sorge für zu überprüfen.

- ▶ Und schließlich gehört **Selbstsorge** zu einer Berufsethik präventiven Sicherheitshandelns. Nur durch ein gutes Maß an Selbstsorge kann vermieden werden, dass Stresssituationen sich in schädigendes Handeln entwickeln – für die betroffenen Professionellen und für die Menschen, mit denen sie konfrontiert sind.

Eine individuell fokussierte Berufsethik in stark strukturierten Kontexten aber ist nicht unabhängig zu denken von einer **Institutionenethik**.

Institutionen sind „normative Gefüge, die das soziale Leben auf Dauer stellen, dem Individuum Grenzen setzen und dem Miteinander Regelmäßigkeit und Sicherheit verleihen“⁹. Sie sind unersetzlich, ersetzen aber nicht individuelle Moral. Sie können diese persönliche Moral unterstützen, Defizite kompensieren – oder auch sie erschweren oder verhindern. Die Art und Weise, wie eine Institution gestaltet und erneuert wird, hat weitreichende Folgen für individuelles Verhalten.

Damit verlangt eine Institutionenethik nach dem Aufbau gerechter Strukturen innerhalb einer Institution, die die ethische Urteilskraft und das moralische Verhalten stärkt und nicht erschwert oder verhindert. Dabei sind Unterschiede zwischen Theorie und Praxis, Unterschiede zwischen einer individuellen Professionsethik und einer allgemeinen Institutionenethik nicht per se schlecht. Sie erlauben situationsangepasstes Verhalten, das immer wieder erforderlich ist. Wenn aber diese Handlungsspielräume gegen die Intention der Institution und deren moralisches Selbstverständnis gerichtet sind, wenn etwa eine „Polizeiethik“ gegen eine „Polizistenethik“ (eine „Polizeikultur“ gegen eine „Polizistenkultur“¹⁰) steht, werden diese Unterschiede destruktiv: für die Institution, für deren Arbeit und für die Gesellschaft. Außerdemokratische Strömungen können nicht bekämpft werden, indem, manchmal pragmatisch, demokratische Rechte und Freiheiten außer Kraft gesetzt werden.

Ethisch orientierte Institutionen sind deutlich schwieriger zu lenken als nicht-ethische Institutionen, weil mit der Stärkung der Urteilskraft auch Widerspruch ins Haus kommt. Mittel- und langfristig aber sind ethisch orientierte Institutionen erfolgreicher als solche, die sich diesen Fragen verweigern.

9) Sutor 1997, S. 42.

10) Behr 2008.



6. „Gute Prävention“: Wertefragen, Fairness und Gerechtigkeit des Präventionshandelns

Präventives Handeln erfordert häufig Einschränkungen oder Anstrengungen zugunsten eines zukünftigen Guts oder zur Vermeidung eines zukünftigen Übels. Einschränkungen und Anstrengungen, die von einzelnen und einer Gesellschaft verlangt werden, bedürfen einer Rechtfertigung. „Fair“ sind Präventionsmaßnahmen dann, wenn diejenigen, die eingeschränkt werden, auch von den Vorteilen der Prävention profitieren; „unfair“ sind sie, wenn bestimmte Menschen eingeschränkt werden, damit andere davon profitieren. Das Entfernen von Drogensüchtigen oder Wohnungslosen aus der Innenstadt, damit sich andere weniger bedroht fühlen, ist damit unfair: Gefühlte Bedrohungen sind nicht automatisch objektivierbar; und Verdrängungen in weniger „sichtbare“ Gebiete können für die Betroffenen Nachteile und Unsicherheiten mit sich bringen. Gerecht sind Präventionsmaßnahmen dann, wenn sie allen, die sie benötigen, zur Verfügung stehen, und nicht denen, die sie sich leisten können. Gerecht sind Präventionsmaßnahmen dann, wenn sie Einschränkungen von Freiheit und Privatheit bei allen, die davon betroffen sind, reflektieren und minimieren. Und gerecht sind Präventionsmaßnahmen dann, wenn sie nicht die (negativ besetzten) Gruppenzugehörigkeiten von Menschen als einziges Kriterium der Bedrohung, des Verdachts oder der Problematikerkennen. Hier ist jede Präventionsarbeit verpflichtet, mögliche rassistische Tendenzen schnell zu erkennen und aktiv dagegen Stellung zu beziehen. Zur Gerechtigkeit gehört auch die Geschlechtergerechtigkeit. Sicherheitsdiskurse sind, häufig unsichtbar, von Geschlechterdiskursen durchzogen. Polizei und private Sicherheitsdienstleister sind in ihren Kulturen in der Regel männlich geprägt. Täter werden als männlich imaginiert, Opfer als weiblich – und auch wenn dies statistisches Wissen ist, ist es noch kein Wissen über die Welt. Zugleich erscheinen Frauen nicht nur als Opfer, sondern immer wieder als sexualisierte Opfer, die von einheimischen Männern vor fremden Männern geschützt werden müssen. Damit ist der Schutz von Frauen etwas, das Männer unter sich aushandeln, während Frauen eine Pflicht zu Vorsicht und Zurückhaltung, manchmal auch eine Pflicht zur Angst zugeschrieben wird. Gute Präventionsarbeit im Sicherheitskontext nimmt die Problematik dieser Diskurse auf, entwirrt das komplexe Gemisch aus patriarchalischen, sexistischen und fremdenfeindlichen Haltungen und distanziert sich von ihnen. Sie erlaubt den angstfreien, aber gefährdeten

jungen Männern, sich die Angst vor der eigenen Viktimisierung zuzugestehen; und sie erlaubt ängstlichen oder ängstlich gemachten Mädchen, Vertrauen in die eigene Stärke zu entwickeln.

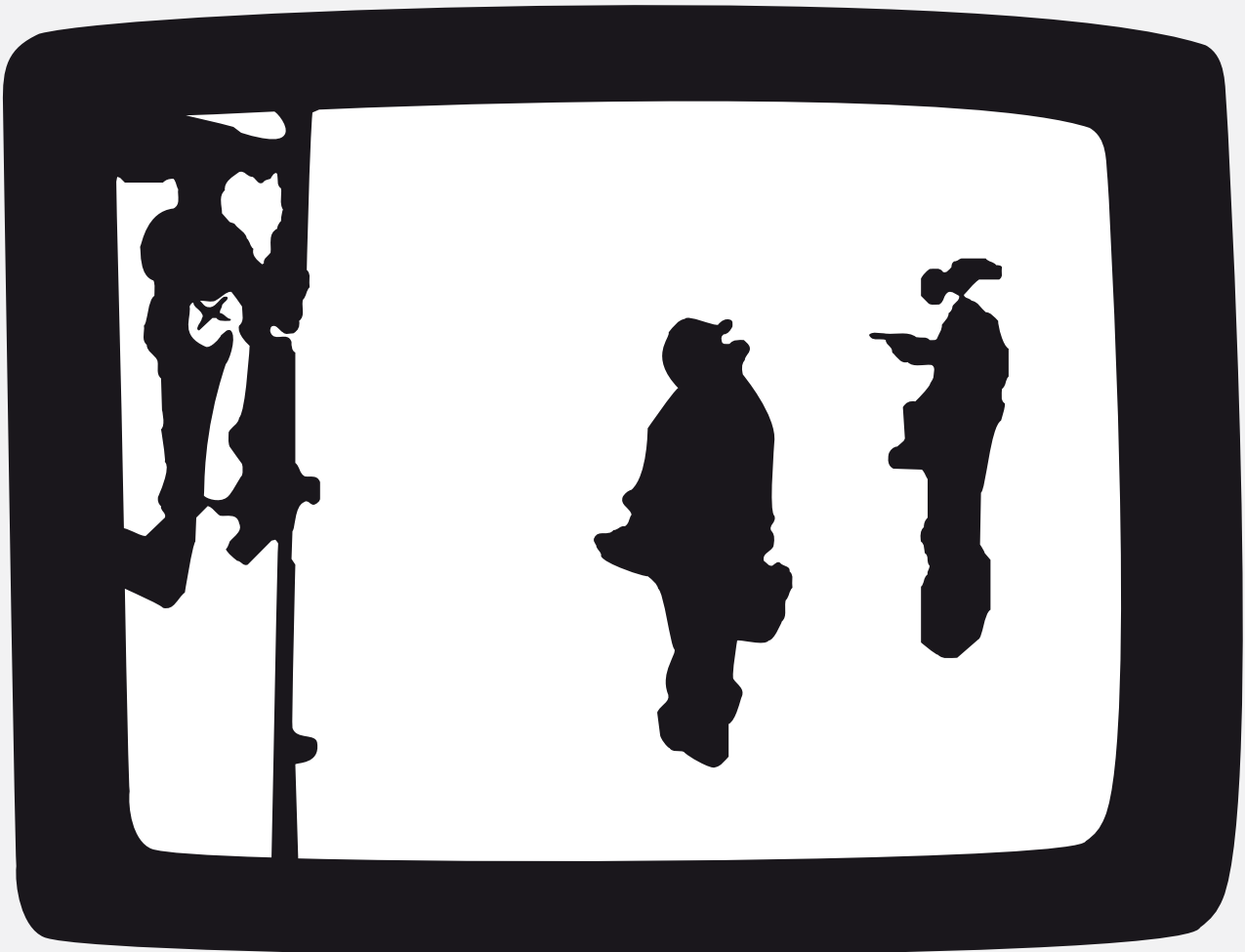
7. Nicht gegen, sondern für

Präventionsmaßnahmen im Gesundheitsbereich werden oft in Kriegs- oder Kampfmetaphern formuliert: Kampf gegen Übergewicht, das Rauchen oder ungesundes Essverhalten. Diese Kriegs- oder Kampfmetaphern finden sich wenig überraschend auch bei der präventiven Herstellung von Sicherheit. Der „Kampf gegen Jugendkriminalität oder -gewalt“ wird möglicherweise nicht zu gewinnen sein. Dafür aber das Engagement für etwas: für ein gutes und erfülltes Leben dieser Jugendlichen. Diesem Perspektivwechsel liegt die Forderung nach Befähigung und Stärkung zugrunde: Befähigung und Stärkung für ein Leben mit anderen, das Erfolge, Anerkennung und Spaß beinhaltet.

Dafür brauchen die Akteurinnen und Akteure der Prävention Unterstützung der Gesellschaft: Institutionen und Zivilgesellschaft, das heißt, wir alle, müssen offen werden für diejenigen, die „anders“ sind, aus anderen Erfahrungen leben, anders kommunizieren – aber den gleichen Wert und die gleiche Würde besitzen.

Literatur & Links

- BECK, ULRICH: **Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne.** Frankfurt: Suhrkamp (1986).
- BOURKE, JOANNA: **Fear. A Cultural History.** London: Virago (2005).
- BEHR, RAFAEL: **Die ethische Dimension staatlicher Gewaltausübung. Zum Verhältnis von Handlungsethik und Organisationskultur der Polizei.** Hochschule der Polizei Hamburg. <http://www.hamburg.de/contentblob/2238604/data/ethische-dimension.pdf> (2008).
- FELTES, THOMAS: **Zur Einführung: Kommunale Kriminalprävention und bürgernahe Polizeiarbeit.** In: ders. (Hrsg.): *Kommunale Kriminalprävention in Baden-Württemberg. Erste Ergebnisse der wissenschaftlichen Begleitung von drei Pilotprojekten.* Holzkirchen: Felix-Verlag, S. 11–30 (1995).
- FUREDI, FRANK: **Culture of Fear: Risk-Taking and the Morality of Low Expectation.** London/New York: Continuum (2005).
- LEESE, MATTHIAS: **Sicherheitsbegriff und Prävention. Über die Zähmung der Zukunft.** In: Ammicht Quinn, Regina: *Prävention und Freiheit. Zur Notwendigkeit eines Ethik-Diskurses.* Gutachten für den 21. Deutschen Präventionstag, Druckversion, 76–92. Das Gutachten ist abrufbar unter <http://www.praeventionstag.de/nano.cms/vortraege/id/3655> (2016).
- LUHMANN, NIKLAS: **Die Moral des Risikos und das Risiko der Moral.** In: Bechmann, Gotthard (Hrsg.): *Risiko und Gesellschaft. Grundlagen und Ergebnisse interdisziplinärer Risikoforschung.* Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 327–338 (1993).
- SUTOR, BERNHARD: **Kleine politische Ethik.** Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung Bd. 341. Opladen: Leske und Budrich (1997).
- WATSON, JOHN B.: **Behaviourism.** Chicago: University of Chicago Press, 125–129 (1930).
- WATSON, JOHN B.; RAYNER, ROSALIE: **Conditioned emotional reactions.** In: *Journal of Experimental Psychology* 3(1), 1–14 (1920).
- ZEH, JULIE: **Corpus Delicti.** Frankfurt: Schöffling und Co. (2009).



Der Angst begegnen

von Georg Adelman

In diesem Artikel wird die Angst aus psychologischer Perspektive dargestellt, wie sie entsteht, was sie verändern kann, was Angst und Gruppen miteinander zu tun haben und wie wir als Individuen und Gesellschaft mit ihr umgehen können.

Evolutionär liefen wir vor Tigern, giftigen Spinnen oder Schlangen davon – da waren wir entweder bald in Sicherheit oder wurden verspeist – die Bedrohungssituation war in der Regel schnell vorbei. Heutzutage dauert die Bedrohung oft länger – hier in Deutschland fühlen sich die meisten Menschen nicht von Tigern bedroht, sondern manchmal von Chef*innen, Freund*innen, Partner*innen und anderen – und das kann andauern.

1. Was ist Angst?

Angst ist eine Emotion, die unser Gehirn als Reaktion auf vermeintliche Bedrohungen bereitstellt, um das

Überleben zu fördern. Damit unterscheidet sich gesunde Angst deutlich von psychischen Störungen wie Panikattacken oder generalisierten Angststörungen. Gesunde Angst bleibt anpassbar und situativ flexibel, pathologische Ängste sind starrer.

Wie alle Emotionen kann Angst eine große Menge an Informationen zusammenfassen. Hierdurch werden Entscheidungen beschleunigt und Reaktionen vorbereitet. Damit dient uns das Gefühl bzw. der Gefühlsausdruck über den Körper sowohl der Informationsbereitstellung als auch gleichzeitig der Handlungsvorbereitung (vgl. Holodyski 2006).



Angstempfindung beinhaltet entsprechend eine Beschleunigung des Atems und des Pulses, um Muskeln und Gehirn besser mit Sauerstoff zu versorgen; unsere Pupillen können sich weiten, um verbessertes Sehvermögen zu erreichen; Blut wird von den Verdauungsorganen und der Haut weg hin zu den Muskeln verlagert und Schweiß wird abgesondert, um im Falle von schnellen Bewegungen kühlen zu können.

Diese körperlichen Veränderungen dienen neben der Förderung direkten Überlebens durch Handlungsvorbereitung zwei Zielen. Zum einen können sie andere Menschen über meine Angst benachrichtigen und so unterstützende Handlungen anderer ermöglichen. Zum anderen signalisieren die Informationen aus dem Körper dem Ängstlichen bisher nicht bewusst erkannte mögliche Bedrohungen (vgl. LeDoux 2015).

Durch die Ausschüttung von Stresshormonen verändert sich das Gehirn im Falle einer vermeintlichen Bedrohung auch selbst (vgl. Hüther 1997; Wilder et al. 1989; LeDoux 2015):

- ▶ Die Wahrnehmung der ursprünglichen Bedrohungssignale wird verstärkt, andere Signale werden ausgeblendet.
- ▶ Die Aufmerksamkeit bezüglich genereller Bedrohungen nimmt zu.
- ▶ Das Gedächtnis wird durchsucht, um Hinweise zur situativen Einschätzung und Bewältigung zu finden.

Nach dieser ersten, unbewussten Bedrohungsbewertung kann die erfolgte Angstreaktion auch wieder begrenzt werden. Dies geschieht durch Nachdenken und Erinnern. Hierdurch kann die Bewertung hin zu einer geringeren Bedrohlichkeit verändert werden.

Problematisch wird die Angstreaktion insbesondere dann, wenn keine Lösung gefunden werden kann und die Angst- bzw. Stressreaktion länger anhält. In diesem Fall kann sich die Angst chronifizieren und z. B. durch beständiges Grübeln weiter verstärkt werden. Dann werden oft auch Schlaf- und Konzentrationsfähigkeit beeinträchtigt.

Derartig lang anhaltende Angstreaktionen finden sich oft in Bezug auf soziale Konflikte, da diese lang anhalten können, bis und falls sie klärbar sind. Wir benötigen für die Befriedigung unserer physischen, psychischen und sozialen Bedürfnisse die Unterstützung von anderen Menschen. Diesen Bedürfnissen in unserem komplexen Sozialsystem gerecht zu werden, kann leicht herausfordern, weswegen soziale Konflikte schnell als bedrohlich und damit angstausslösend bewertet werden. Gerade aufgrund der Wichtigkeit des Miteinanders in sozialen Systemen sind die Interaktionen zwischen

dessen Gruppierungen besonders relevant. Bei Angstzuständen bewerten Menschen andere Individuen weniger aufgrund ihres individuellen Verhaltens, sondern aufgrund des Gesamt-Gruppenverhaltens. Dadurch gehen unter Umständen wichtige Informationen über positive Interaktionsmöglichkeiten verloren (vgl. Wilder et al. 1989). Diese durch eine beliebige vorhergehende Angst ausgelöste Wahrnehmungsverzerrung kann Ängste zwischen Gruppen auslösen und verstärken.

2. Was löst Angst aus?

Zuerst gibt es **angeborene** Angstreaktionen wie z. B. auf unerwartet schnelle Bewegungen (Sehen), unerwartet starken Druck auf die Haut (äußere Körperwahrnehmung), Stabilitätsverlust (Gleichgewichtssinn) oder plötzliche Schmerzen (innere Körperwahrnehmung) sowie unvermittelt laute Geräusche (Gehör), das Stehen an einem Abgrund (Vorstellung herunterzufallen).

Unser Gehirn erlernt **neue Angstreaktionen** durch die Verknüpfung von Erlebnissen mit Konsequenzen. Ängste entstehen also, wenn Situationen bzw. deren Konsequenzen als bedrohlich erlebt werden. Aspekte dieser Situationen werden dann mit der Angstreaktion verknüpft, sodass situativ ähnliche Aspekte bzw. Wiederholungs-Erwartungen später wieder zu einer Angstreaktion führen können.

Bohren Zahnärzt*innen im Zahn von Patient*innen und haben diese dabei Schmerzen, so lernt das Gehirn, die Situation mit unangenehmen, bedrohlichen Gefühlen zu verbinden. Vor dem nächsten Termin können diese Personen eine Angstreaktion erleben, wenn z. B. akuter Zahnschmerz an das Bohren erinnert.

Soziale Ängste können auf dieselbe Art entstehen: Wird jemand von Mitschüler*innen oder Kolleg*innen abgewertet und leidet daran psychisch, so kann dies zu Angstreaktionen morgens vor der Schule/der Arbeit oder sogar schon abends bzw. nachts vor dem nächsten Treffen führen. Schon das Denken an das nächste Treffen kann die Erinnerungen wachrufen und die Angstreaktion reaktivieren.

Ängste können **durch Vermeidung verstärkt** werden. Geht man z. B. aus Angst nicht zum nächsten Treffen oder zum Zahnarzt-Termin, kann zwar kurzfristig eine Erleichterung herbeigeführt werden, aber die Angst wird gestärkt, da die Bedrohlichkeitsbewertung dann nicht durch mögliche positive Erfahrungen revidiert werden kann.

Ängste können auch wieder **abgeschwächt** oder ganz **gelöscht** werden, sollte sich zeigen, dass Ängste nicht

mehr hilfreich sind. So kann der mehrfache schmerzfreie Besuch bei Zahnärzt*innen helfen, die Ängste zu reduzieren oder ganz zu verlieren. Die vorher entstandene Verknüpfung von der Situation mit Schmerz wird so Stück für Stück wieder verlernt bzw. durch neue Verknüpfungen ersetzt.

Insbesondere der Erwerb neuer Ängste aber teilweise auch die Veränderungen bestehender Ängste sind aus Überlebensgründen auch indirekt ohne persönliche Erfahrung möglich. Die **Beobachtung** von Ereignissen und deren Konsequenzen auf andere kann Angsterlernen ermöglichen aber auch zum Verlernen von Angst beitragen. So kann man durch Beobachtung (z. B. durch das Anschauen von Filmen) lernen, auf die Bedrohung durch Schusswaffen mit Angst zu reagieren, obwohl man noch nie angeschossen wurde. Auch die beobachtete Angst von Bezugspersonen kann zu eigenem Angsterleben in ähnlichen Situationen führen. Beispielsweise kann ein Kind bei den Eltern beobachtete Angst vor Fremden „abschauen“ und sich dadurch einprägen. Umgekehrt kann es auch von den Eltern lernen, ohne Angst auf Fremde zuzugehen.

Auch **vorgestellte Ereignisse** (Gedanken) können Angst auslösen. Oft sind die Ereignisse in der Vorstellung bedrohlicher als in der Realität, wodurch sich Angst mit der Zeit durch Grübeln noch weiter verstärken kann. Gedanken können aber auch genutzt werden, um Ängste zu mindern – so kann die detaillierte Vorstellung einer erfolgreichen Situationsbewältigung die Angst vor der Situation senken.

Die subjektive **Bedrohungseinschätzung** kann ebenfalls verändert werden. Insbesondere das Verhältnis von subjektiver Bewältigungskompetenz zu möglichen Konsequenzen eines Scheiterns spielt hier eine wichtige Rolle. Die Mischung aus zu niedriger Kompetenz verbunden mit bedeutsamen Konsequenzen verstärkt die Angst. Bei einer Mathe-Klausur führt die Kombination aus der Erwartung, die Klausur nicht zu schaffen und negativen Konsequenzen (z. B. stark negative Reaktion der Eltern oder verbaute Berufswahl) zu Angst. Aufgrund der durch Angst ausgelösten Wahrnehmungsverzerrungen werden negative Konsequenzen schnell überschätzt und mögliche alternative Bewältigungsstrategien nicht gesehen oder als unrealistisch abgewertet.

Die Erwartung an die eigene Kompetenz und die Abschätzung von Konsequenzen kann durch **soziale Komponenten** beeinflusst werden. Unsere eigene Kompetenz-Einschätzung kann von anderen gefördert oder auch geschädigt werden. Auch die Gefährdungsbewertungen können von anderen bestärkt oder abge-

schwächt werden. Im Resultat wird dadurch auch die Angstreaktion beeinflusst.

Gerade in sozialen Kontexten, in denen wir von anderen abhängig sind (Kind – Eltern, Schüler*in – Lehrer*in, Betreute – Betreuende), spielen deren Bewertungen oft eine große Rolle. Weil es wichtig ist, dass Bezugspersonen Wertschätzung und Beachtung für die eigenen Bedürfnisse entgegenbringen, können Ereignisse, in denen dieses positive „Gesehen werden“ in Frage gestellt wird, Ängste auslösen.

3. Angst in Gesellschaft

Unsere gesellschaftlichen Handlungs- und Einflussmöglichkeiten sowie Anerkennung werden durch Zugehörigkeit zu Gruppen konstruiert und bilden damit die soziale Identität (Tajfel 1974). Zu Konflikten und Bedrohungsgefühlen kommt es dann, wenn die eigenen Möglichkeiten hinterfragt werden oder wenn die Werte, die den Zusammenhalt der eigenen Gruppe definieren, durch andere Gruppen in Frage gestellt werden.

In Gruppenkonflikten kommt es oft zu dem sogenannten **Othering**, einer Betonung der Unterschiede zwischen Gruppen. Oft geht dies einher mit einer Absprache der Legitimität und Normalität von Aspekten oder der Gesamtexistenz der anderen Gruppe (Wagner & Stellmacher in Sommer & Fuchs 2004). Othering dient Angstreduzierung, weil Komplexität reduziert wird – reduzierte Komplexität führt zu einer erhöhten Kompetenz-Erwartung durch das Gefühl, den Überblick und damit Kontrolle zu haben. Real geschieht das Gegenteil, da wichtige Informationen unter Umständen ausgeblendet werden.

Durch Othering können auch Bedrohungen externalisiert werden. „Bei uns gibt es ‚sowas‘ nicht“, ist eine übliche Reaktion auf als gefährlich bewertete Attribute, ob es dabei nun um sexuelle Orientierung, religiöse, ethnische oder gesellschaftspolitische Gruppen, oft vermeintliche Minderheiten geht. Ein derartiger Satz konstruiert und verstärkt dabei zwei Komponenten – die Zugehörigkeit der Sprecher*innen zum „uns“ (Angstreduzierung durch Zugehörigkeit zur dominanten Gruppe) und dient gleichzeitig der Abwertung und Dehumanisierung der anderen Gruppen und deren Mitglieder als „es“. Zudem wird die andere Gruppe auf einen oder wenige negative Aspekte reduziert – Komplexitätsreduktion.

Die Dynamik von Gruppen mit unterschiedlichen gesellschaftlichen Handlungsmöglichkeiten führt häufig zu Gleichberechtigungswünschen der Gruppe mit weniger Möglichkeiten – der Status soll verbessert



werden. Tajfel (1974) führte in einem grundlegenden Text drei mögliche Bewältigungsstrategien auf: Die Gruppe kann erstens versuchen, der statushöheren Gruppe näher zu kommen, indem Verhalten und Inhalte der statushöheren Gruppe übernommen werden. Die statusniedrigere Gruppe kann auch durch positive Interpretationsänderung ihrer Charakteristiken eine Aufwertung und positive Unterscheidung von anderen Gruppen herbeiführen – z. B. machten „Computerfreaks“ bzw. „Nerds“ aus ihrer ursprünglich als defizitär wahrgenommenen Verschrobenheit ein positives Statussymbol. Drittens kann durch Aufnahme neuer positiver Charakteristiken der relative Status verbessert werden – z. B. dubiose Motorradgruppen, die durch Spenden für krebskranke Kinder ihr gesellschaftliches Ansehen verbessern.

Derartige Gruppenveränderungen bedingen manchmal die Anpassung gesellschaftlicher Erwartungen und Regeln, was Ängste auslösen kann. Zu beobachten war und ist dies zum Beispiel an den Diskussionen um die „Ehe für Alle“, in der unter anderem kritisiert wurde, dass der Status der heteronormativen Ehe geschwächt würde, wenn nicht-heterosexuelle Paare ebenfalls Zugang zur Ehe bekämen. Gesellschaftlich wurde eine Angleichung der Gruppen erreicht, aber dadurch auch ein differenzierendes Charakteristikum entfernt, was teilweise unter Vertreter*innen der rein heterosexuellen Eheschließung Widerstand hervorrief. Eine weitere Angst bezüglich sozialer Identität ist der Verlust von Gruppenzugehörigkeit und damit der Verlust von Privilegien und sozialer Unterstützung – auch hierfür spielen Emotionen eine wichtige Rolle. Mackie & Smith (2017) beschreiben innerhalb einer Gruppe von allen Mitgliedern geteilte, einheitliche Gruppen-Emotionen als notwendig für die Stabilität und damit das Überleben einer Gruppe. Auch negative Emotionen können Gruppenzusammenhalt und Integration fördern sowie Gruppenhandeln ermöglichen. Kann ein Mitglied die Emotionen der eigenen Gruppe nicht mehr authentisch spüren, kann dies leicht die Angst auslösen, nicht mehr zu der Gruppe dazuzugehören. Dies setzt zum einen Individuen unter Druck, Gruppenemotionen zu übernehmen, zum anderen führt es dazu, dass konkurrierende Gruppen versuchen, auf dasselbe Ereignis mit unterschiedlichen Gruppenemotionen zu reagieren, um ihre Identität bzw. Abgrenzung nicht in Frage zu stellen. Diese Tendenz kann Konflikte zwischen Gruppen künstlich erzeugen – das Verhalten zwischen Regierungsparteien und Oppositionsparteien ist oft ein gutes Beispiel hierfür. Vorschläge der Gegenparteien werden direkt abgelehnt und auf Gefühlsebene wird pauschal mit Entsetzen reagiert.

Auf diesen Realitäten von Gruppenzugehörigkeit und Othring aufbauend bieten aktuelle Forschungsansätze Hinweise, dass das Favorisieren der eigenen Gruppe bzw. die Angst um Statusverluste deutlich wichtiger und handlungsleitender sind als ein vermeintlich vorsätzliches Gegeneinander von Gruppen (vgl. Greenwald & Pettigrew 2014): Miteinander ist uns meist wichtiger als Gegeneinander. Angst beeinflusst Individuen und Gruppen – sie ist elementarer Bestandteil gesellschaftlichen Zusammenlebens. Gesunde Angst bewahrt uns vor Gefahren, passt sich der Situation an und ermöglicht die Wahrnehmung und Bearbeitung von Konflikten. Allerdings kann der falsche Umgang mit Angst zu Vorurteilsverstärkung und Gewalthandlungen führen.

4. Wie mit Angst umgehen?

Als Individuum lernen wir im Laufe des Aufwachsens eine Reihe von Angst-Bewältigungsmechanismen. Holodynski (2006) fasst diese in vier Möglichkeiten zusammen:

Physische Beruhigungsstrategien durch externe Unterstützung wie Umarmungen, Kuscheldecken oder Schnuller. Hier können später Schokolade, Eis, Zigaretten oder ähnliche Stressbewältiger dazukommen. **Ablenkungsstrategien** wie in der akuten Angstsituation an etwas anderes zu denken, etwas anderes anzuschauen, Atementspannungsübungen zu machen, Sport zu treiben, fernzusehen oder sich um andere zu kümmern. **Symbolisch vermittelte Strategien** können Angstsituationen die Bedrohungsbewertung nehmen. Bei der Angst vor Hunden kann z. B. darauf hingewiesen werden, dass diese doch nur spielen wollen – das Angstgefühl kann durch diese Neubewertung reduziert werden. **Vorausschauende Vermeidung** kann genutzt werden, um durch Planung angstausslösende Situationen zu vermeiden und stattdessen angenehme Situationen herbeizuführen.

Keine dieser Strategien ist für sich genommen automatisch besser oder schlechter. Wichtig ist vor allem, wie flexibel Menschen bleiben, um je nach Situation und Anforderung unterschiedlich reagieren zu können. Wer immer in Stresssituationen raucht, schadet damit nicht nur direkt dem Körper, man braucht auch regelmäßig Raucherpausen, die nicht immer möglich sein könnten. Wer immer flüchtet, wird feststellen, dass die Ängste teilweise stärker statt schwächer werden, da der eigentlichen Bewältigung aus dem Weg gegangen wird. Das durch die Flucht kurzfristig hervorgerufene

Gefühl der Erleichterung bestätigt gleichzeitig die eventuell überhöhte Bedrohlichkeitsbewertung und verstärkt dadurch die Angst weiter. Deswegen ist ein Zulassen und Erleben von Ängsten notwendig, um durch Gewöhnung und Neubewertung die Intensität auf ein realitätsangemessenes Maß beschränken zu können.

Soziale Unterstützung spielt hierfür eine große Rolle – so kann Angst durch positive Sozialkontakte deutlich reduziert werden (vgl. Holodynski 2006). Für gute Angstbewältigung innerhalb der eigenen Gruppe ist eine wertschätzende und offene Haltung zu Angst sehr hilfreich. Angst ist dann kein Defizit einzelner, sondern ein wichtiger und ernst genommener Hinweis, sich mit Konfliktursachen auseinanderzusetzen und diese zu bearbeiten. Dann kann aus dem ursprünglichen Angstgefühl bzw. dem guten Umgang damit sogar ein positiv identitätsstiftendes Merkmal der Gruppe werden. Hierfür ist es hilfreich, bestätigende Aktivitäten einzuführen, die dieses „Gesehen werden“ aktiv rückmelden – einfachste Methode wäre die Anwendung von Techniken wie ‚active listening‘, dem Wiederholen des Gesagten in eigenen Worten, um so den Wunsch nach Verstehen und Miteinander statt Bewertung und Verurteilung zu betonen.

Angst zwischen Gruppen wird deutlich reduziert, wenn Verhalten anderer als **vorhersagbar** und damit in Ansätzen kontrollierbar erlebt wird. Hierfür hat sich die Stärkung des Empathie-Vermögens als hilfreich erwiesen. Allport (1958) hat auf der Basis von Gruppenexperimenten die Kontakthypothese für soziale Gruppen vorgeschlagen, um durch gemeinsame Ziele eine Beziehungsverbesserung zu erreichen. Empathie kann nur durch Kennenlernen verbessert werden. Dies kann indirekt durch Geschichten, Videos, Interviews geschehen oder aber durch direkten Kontakt. Hierbei ist auf die Hervorhebung von Gemeinsamkeiten und damit empathischen Anknüpfungsmöglichkeiten zu achten, da ängstliche Gehirne eher auf Unterschiede und Gefährdungen, als auf Gemeinsamkeiten reagieren. Durch die Betonung automatischer Prozessveränderungen im Laufe der Zeit kann Hoffnung erzeugt werden. Dies kann die Bereitschaft zu Verhandlungen und Kompromissen zwischen Gruppen steigern (vgl. Cohen-Chen et al. 2017).

Schuldgefühle sind hingegen nicht hilfreich. Sie setzen unter Druck und können so Angst und Abwehrreaktionen verstärken. Im schulischen Kontext haben sich deswegen Ansätze wie der **No-Blame-Approach** herausgebildet, die auf Schuldzuweisungen z. B. bei Mobbing verzichten und stattdessen auf den Aufbau von Empa-

thie und die anschließend erhöhte Veränderungs- und Hilfsbereitschaft von Menschen bauen. Durch die gezielte Ansprache von sowohl Mitschüler*innen als auch den Mobber*innen als „Unterstützergruppe“ wird eine übergeordnete Gruppenidentität gefördert, die positiv handlungsleitend wirksam werden kann. Sie ruft Hilfsbereitschaft hervor und ermöglicht damit eine positive soziale Identität und Anerkennung.

So, wie es viele Wege gibt, Ängste zu erzeugen, so gibt es auch zahlreiche Möglichkeiten, Ängste zu vermindern. Die Akzeptanz und Wertschätzung von Angst als informierendes Gefühl ist dafür hilfreich. Die Herausarbeitung von Gemeinsamkeiten und deren Kommunikation sind zum guten gesellschaftlichen Umgang zwischen verschiedenen Gruppen unverzichtbar. Insgesamt kann also durch Kontakt zwischen Gruppen, ohne Schuldzuweisungen, dafür mit der Vermittlung von Hoffnung und dem Gefühl „gesehen zu werden“, Angst reduziert werden. Dies gelingt erst recht, wenn eine gemeinsame Gruppenzugehörigkeit geschaffen oder verstärkt wird. Dadurch kann die Gefahr von Aggressionen gemindert werden. Es steigt die Bereitschaft und Fähigkeit, noch öfter man selbst zu sein, mit der eigenen Angst in Kontakt zu kommen und so mutig und kreativ Konflikte zu bearbeiten.

Literatur & Links

ALLPORT, G.: **The nature of prejudice**. Garden City, NJ Anchor (1958).

COHEN-CHEN, S., CRISP, R. J., & HALPERIN, E.: **A new appraisal-based framework underlying hope in conflict resolution**. *Emotion Review*, 1754073916670023 (2016).

FUCHS, A., & SOMMER, G.: **Krieg & Frieden**. Handbuch der Friedens- und Konfliktforschung (2004).

GREENWALD, A. G., & PETTIGREW, T. F.: **With malice toward none and charity for some: Ingroup favoritism enables discrimination**. *American Psychologist*, 69(7), 669 (2014).

HOLODYSKI, M.: **Emotionen-Entwicklung und Regulation**. Springer-Verlag (2006).

HÜTHER, G.: **Biologie der Angst: Wie aus Stress Gefühle werden**. Vandenhoeck & Ruprecht (2013).

LEDoux, J. E.: **Anxious: Using the brain to understand and treat fear and anxiety**. Penguin (2015).

MACKIE, D. M., & SMITH, E. R.: **Group-based emotion in group processes and intergroup relations**. *Group Processes & Intergroup Relations* (2017).

MCRAE, K., OCHSNER, K. N., MAUSS, I. B., GABRIELI, J. J. & GROSS, J. J.: **Gender differences in emotion regulation: An fMRI study of cognitive reappraisal**. *Group processes & intergroup relations*, 11(2), 143–162(2008).

TAJFEL, H.: **Social identity and intergroup behaviour**. *Information (International Social Science Council)*, 13(2), 65–93 (1974).

WILDER, D. A., & SHAPIRO, P.: **Effects of anxiety on impression formation in a group context: An anxiety-assimilation hypothesis**. *Journal of Experimental Social Psychology*, 25(6), 481–499 (1989).





Kindern Mut machen — Wie geht das?

von Kurt Singer

Wenn Kinder und Jugendliche Angst haben, ist der erste Schritt, ihnen zu helfen, diese Ängste anzunehmen. Menschen dürfen Angst haben und wir Erziehenden dürfen Ängste zulassen.

Mut ist die Fähigkeit, seine Angst zu überwinden. Mut heißt nicht, keine Angst zu haben. Deshalb braucht es auch die Bereitschaft, in Unsicherheit zu leben und all das anzuschauen, was Angst macht. Wenn Erziehende Kindern Mut machen wollen, dann gehen sie mit ihnen diesen Weg, dann stärken sie die Kinder für diesen Weg.

Wie das in Elternhaus und Schule gelingen kann, hat Kurt Singer schon vor einigen Jahren in einigen Schlaglichtern aufgezeichnet. Der Text ist noch immer aktuell.

1. Angst gehört zum menschlichen Leben – Sie ist das Signal für eine Gefahr

Angst ist ein Signal, das uns vor Gefahren warnt. Sie fordert uns dazu auf, sie zu überwinden: Wir müssen etwas tun, um die Gefahr zu beseitigen oder zu vermindern, oder um der Bedrohung auszuweichen. Die Angst annehmen und meistern, bedeutet einen Entwicklungsschritt. Vor der Angst auszuweichen und sich nicht mit ihr auseinander zu setzen, lässt uns in der persönlichen Entwicklung stehen und hilflos bleiben. Angst ist eine „Hüterin des Lebens“.

2. Angst ist eine seelische Kraft, die uns aktiv macht und schützt

Angst kann uns aktiv machen – und sie kann uns lähmen. Sie hilft uns, Probleme zu bewältigen, die uns bedrohen. Wo wir die Angstschranke überwinden, indem wir handeln, werden wir seelisch stärker. Hemmend wirkt die Angst, wenn wir einer Situation ohnmächtig ausgeliefert sind. Da kann Angst unfähig zum Denken und Handeln machen oder Krankheit verursachen. Kinder sind naturgemäß in einer hilflosen Situation. Deshalb müssen wir ihnen helfen, die Angst zu überwinden.

3. Angst bei Kindern entspringt der Hilflosigkeit – Trennungsangst ist die früheste Angst

Angst entsteht aus Hilflosigkeit. Deshalb „brauchen“ Kinder die Angst besonders, und deshalb sind Kinder bedroht, von Angst überwältigt und seelisch wie körperlich krank gemacht zu werden. Die ursprünglichste Angst des Kindes ist Trennungsangst: die Angst, seine schützende Bezugsperson zu verlieren. Schon eine kurzzeitige Trennung in der frühen Kindheit kann Kinder seelisch schwer verletzen. Vielen späteren Ängsten liegt Trennungsangst zu Grunde.

4. Das Angstgefühl der Kinder respektieren – Die Angst annehmen und bearbeiten

Kinder sollten mit ihren Ängsten angenommen werden: Die Eltern lassen sich die Angst mitteilen, statt zu beschwichtigen, sie gehen auf die Befürchtungen ein, statt sie mit dem Satz zurückzuweisen: „Du brauchst keine Angst zu haben“. Hilfreich ist, die Gründe für die Angst zu erkennen und Kinder zu unterstützen, die angstmachende Situation zu verändern. Wenn wir Kindern die Angst „ausreden“, fühlen sie sich allein gelassen. Es gilt, die Gefahr, vor der sich das Kind fürchtet, genau anzusehen. Wir sollten Kinder ermuntern, sich mit ihrer Angst erkennen zu lassen.

5. Zuhören: „Ganz Ohr sein“ gibt Kindern Sicherheit

Kinder fühlen sich verstanden, wenn Erwachsene nicht nur auf sie einreden, sie nicht nur lenken und belehren wollen, sondern ihnen in Ruhe zuhören, sie ausreden lassen. Bei diesem Zuhören interessieren sich Eltern und pädagogische Fachkräfte dafür, wie das Kind eine Situation erlebt, was es freut und ängstigt, was es sich wünscht. Sie nehmen Anteil an seinen Sorgen und Schwierigkeiten, an Wut und Enttäuschung. Dadurch fühlt sich das Kind ernst genommen; das stärkt sein Selbstwertgefühl – und aus einem sicheren Selbstwertgefühl erwächst Mut.

6. Kinder brauchen ein aufrichtiges Wort – Das „gute Wort“ stärkt den Mut

Wenn Kinder anerkannt werden, trauen sie sich mehr zu. Bei fortwährendem Tadel hingegen wächst in ihnen die Meinung, sie seien nichts wert. Das ermutigende Wort der Erwachsenen führt zu Selbstvertrauen, es stärkt den Glauben des Kindes an sich selbst. Eltern und pädagogische Fachkräfte sollten mehr anerkennen statt tadeln, das Geglückte sehen und bestätigen. Die Ängstlichen brauchen das ermunternde Wort besonders. Es geht dabei nicht nur um „loben“, sondern um genaues Hinsehen und erkennen dessen, was tatsächlich gelungen ist.

7. Kindern Halt geben und Einhalt gebieten – Hilfe zur Orientierung

Es macht Kinder mutlos – und unter Umständen aggressiv – wenn man sie in allem gewähren lässt. Sie brauchen Halt im Sinne der Unterstützung – und Einhalt: Halt, hier darfst du nicht weiter. Machtbehauptende, autoritäre Erziehung schwächt das Ich des Kindes, es bricht seinen Willen. Alles gewähren lassende, falsch verstandene antiautoritäre Erziehung schwächt die Person ebenfalls. Kinder brauchen eine unterstützende, „helfende Beziehung“, die ihren Realitätssinn schärft, Selbstbewusstsein und Selbstverantwortung stärkt, sie zu einsichtigem Gehorsam führt.

8. Sachliche und persönliche Grenzen aufzeigen – Grenzenlosigkeit macht hilflos

Kinder brauchen Grenzen. Wir müssen ihnen sachliche Begrenzungen vor Augen führen, die Wirklichkeit klären und ihnen helfen, die Realität wahrzunehmen. Zum anderen ist hilfreich, wenn Erziehende nicht nur „Du-sollst-Forderungen“ und „Man-tut-nicht-Regeln“ aufstellen, sondern ihre persönlichen Grenzen erkennen lassen. Wenn Kinder die Wünsche der Eltern und Fachkräfte wahrnehmen, wird es ihnen möglich, Rücksicht zu nehmen. Wenn sie „alles dürfen“, können sie grenzenlos und übergriffig werden. Letztlich macht Grenzenlosigkeit hilflos, weil sich die Kinder nicht orientieren können.

9. Das Einüben von Ordnung und guten Gewohnheiten erspart Konflikte

In Familie und Schule ist es hilfreich, gute Gewohnheiten einzuüben, über die nicht mehr geredet werden muss. Das geht nicht ohne wohlwollenden Zwang. Der hilft Kindern, Schwierigkeiten zu überwinden. Es entlastet Erwachsene wie Kinder, Rituale und feste Ordnungen zu vereinbaren. Viele Gehorsamsforderungen werden überflüssig, wenn Kinder lernen, Ordnungen einzuhalten: bei der Mithilfe in der Familie, in der Schule, beim Aufgabenmachen ... Was zur guten Gewohnheit wird, bedarf nicht erneut eines Willensentschlusses durch das Kind oder einer Anordnung durch die Erwachsenen.

10. Kinder nicht verwöhnen – Selbständigkeit macht Mut und stärkt das Ich

Es macht Kinder mutlos, wenn sie verwöhnt werden: alles bekommen, alles haben, alles dürfen ... Verwöhnung schwächt die Person ebenso wie die autoritäre Forderung, sich anzupassen. Wenn Kinder mit vielem „überfüttert“ werden: mit Nahrung, Fernsehen, Spielsachen, Lernstoff, technischen Geräten, „Spaß“-Betätigungen, Videos ... verlernen sie, aktiv zu handeln. Sie geraten



in passive Erwartungshaltung nach „noch mehr“. Das macht sie bei Herausforderungen hilflos und ängstlich. Wenn sie hingegen von klein auf lernen, alles selbst zu tun, was sie selbst können, werden sie selbständig. Diese Selbständigkeit gibt ihnen Sicherheit, angstmachende Situationen zu meistern.

11. Kindern die erreichbare Leistung ermöglichen – Lernfortschritt macht Mut

Nichts spornt Kinder in ihrem Lernwillen mehr an, als eine geglückte Leistung; diese stärkt das Selbstbewusstsein. Eltern und Lehrkräfte sollten den Kindern Leistung ermöglichen: durch individuelle Anforderungen, die das Lernziel für den jungen Menschen erreichbar machen. Es ist entmutigend, wenn alle Kinder das Gleiche lernen müssen, denn dabei werden die Schwachen zum Misserfolg verurteilt. Jedes Kind soll das ihm Mögliche leisten dürfen. Das Gefühl, etwas geleistet zu haben, ermutigt Menschen.

12. Angst mildern durch lernpsychologisch begründetes Prüfen – Hoffnung auf Erfolg

Übermäßige Angst macht dumm, krank, unkonzentriert, anpassungsbereit und stumm. Es gehört zur helfenden Lehrer-Schüler-Beziehung, Angst zu vermindern. Zum Beispiel durch lernpsychologisch begründetes Prüfen: Die Schülerinnen und Schüler wissen genau, was drankommt, wirken mit beim Erstellen von Fragen, bekommen ausreichend Zeit, um sich vorzubereiten, üben in Vorversuchen die Prüfung ein, lernen Methoden geistigen Arbeitens, dürfen Hilfsmittel verwenden. Sie werden gut informiert über Erfolg und Misserfolg und bekommen Hilfen für das Weiterlernen. Lernpsychologisch sinnvoll ist es, missglückte Prüfungen wiederholen und nicht die Kinder auf ihrem Misserfolg sitzen zu lassen. Hoffnung auf Erfolg stärkt den Mut zum Lernen.

13. Kinder sollen ein sich selbst bewahrendes „Nein“ sagen lernen – Widerspruchsmut stärken

Zur Mut-Erziehung gehört: Den „Eigensinn“ des Kindes als „eigenen Sinn“ zu respektieren und nicht als „Eigensinn“ zu unterdrücken. Kinder sollen erfahren, mit dem eigenen Wollen angenommen zu werden. Sie müssen lernen, ein sich selbst bewahrendes „Nein“ auszusprechen und darin unterstützt werden, sich gegen die Erwachsenen zu wehren, wenn diese ihre Macht missbrauchen. Widerspruchsmut ist – wie einsichtiger Gehorsam – eine Tugend, in der wir Jugendliche bestärken sollten.

14. Das Selbstwertgefühl festigen – Mutlose Kinder brauchen Wertschätzung und Lernerfolg

Kinder, die davon überzeugt sind: „Ich schaffe das schon!“ können Anforderungen besser bewältigen. Ängstliche Jugendliche hingegen haben ein unsicheres Selbstwertgefühl. Damit sie sich selber sicherer werden, brauchen sie zuverlässige Kontakte, eine angstfreie Eltern-Kind-Beziehung und einen Halt gebenden Lehrer-Schüler-Kontakt. Ihr Selbstbewusstsein wird gestärkt durch Lernerfolg in der Schule, Anerkennung durch Lehrkräfte und Eltern, die Erfahrung, gebraucht zu werden. Wenn sich Kinder in der Familie, in der Klasse, in einer Gruppe „aufgehoben“ fühlen, trauen sie sich mehr zu. Ein sicheres Selbstvertrauen hält Ängste in Schach.

15. Jugendliche sollen sozialen Ungehorsam und Zivilcourage lernen – Demokratische Tugenden

Kinder sollen ermutigt werden, sich unvernünftigen oder moralisch verwerflichen Befehlen zu widersetzen. Dazu müssen sie Wertvorstellungen entwickeln, nach denen sie ihren Gehorsam oder Ungehorsam ausrichten können. Zivilcourage sollte als wichtige demokratische Tugend in Familie und Schule gefördert werden: der Mut, die eigene Meinung auszusprechen, sich mit seiner Überzeugung erkennen zu lassen, für mehr Menschlichkeit einzutreten, sich mit Sachkenntnis argumentativ einzumischen und politisch zu handeln, gegen den Strom zu schwimmen. Bürgermut ist eine wichtige demokratische Tugend.

16. Kindheitserfahrungen, die den Mut fördern

Fürsorgliche Haltung in der Familie, **sichere Führung**, Interesse füreinander.

Achtsamer Umgang mit dem Selbstwertgefühl des Kindes, ich-stärkende Erfahrungen.

In der Familie werden humane **Wertvorstellungen erfahren** und **Tugenden** gelernt.

Eltern und pädagogische Fachkräfte fordern nicht blinden, sondern **einsichtigen Gehorsam**. Erkennendes Gehorchen wird zur wertgerichteten Entscheidung.

Widerspruch, **Eigen-Sinn** und Ungehorsam der Kinder werden ernst genommen.

Erziehende Erwachsene **argumentieren**; sie **erklären** die Regeln, die sie aufstellen und setzen sich mit den Kindern über wertvolles Handeln auseinander.

Unabhängiges Denken und Selbständigkeit werden unterstützt, Kinder machen gute Erfahrungen mit dem **Nein-Sagen** und lernen, für sich selbst zu sorgen.

Die **Eigenständigkeit** wird gestärkt.



Echt alles gecheckt? Selbstbehauptungs- und Selbstverteidigungskurse für Kinder und Jugendliche

von Ursula Schele

Selbstsicherheitstrainings sind wieder sehr gefragt. Versprechen sie doch Schutz vor Gewalt und besseren Umgang mit Bedrohungssituationen. Um Orientierung zu bekommen, welche Kursanbieter seriös sind und wann es überhaupt Sinn macht, mit Kindern zu dem Thema zu arbeiten, sind Qualitätsstandards entwickelt worden. Das PETZE – Institut für Gewaltprävention hat eine aktualisierte Broschüre dazu veröffentlicht. Es hat langjährige Erfahrung in dem Bereich und kann von den Hintergründen und Auswirkungen der Standards berichten.

Die PETZE arbeitet seit über 25 Jahren zu den Themen „Gewaltprävention für Kinder, Jugendliche und Schutz-befohlene“ sowie „Sexueller Missbrauch an Mädchen und Jungen“. Zuständig für Schleswig Holstein und mit

Sitz in Kiel ist die PETZE in weiten Teilen Deutschlands und in der Schweiz bekannt geworden durch die sechs Wanderausstellungen, deren Titel immer mit ECHT anfangen (z. B. „Echt Klasse“ für Grundschulen, „Echt



WAS ...

... SIND DIE WICHTIGSTEN ZIELE?

Selbstbehauptungs- und Selbstverteidigungskurse sollen Kindern helfen, eigene Kraftpotenziale zu entdecken, diese realistisch einzuschätzen und bei Gefahr gezielt einzusetzen. Ein Kurs soll gegenseitigen Respekt vermitteln und das Einfühlungsvermögen trainieren: Ein Kind, das gewohnt ist, respektvoll behandelt zu werden, erkennt Übergriffe oder Grenzverletzungen leichter.

- » Kinder im Grundschulalter sollen in den Kursen lernen, alltägliche Grenzüberschreitungen zu erkennen und einzuschätzen.
- » Kinder und Jugendliche sollen darin bestärkt werden, deutlich »NEIN« zu sagen und die eigene Stimme kraftvoll einzusetzen.

» Den Kindern sollen Abwehrtechniken aufgezeigt werden, die sich effektiv gegen empfindliche Körperteile richten, um Zeit zum Weglaufen zu gewinnen.

» Kinder sollen ermutigt werden, wegzulaufen und sich Hilfe zu holen, wenn sie in einer schwierigen Situation sind. Was ein Kind konkret tun kann, muss im Kurs genau thematisiert werden.

Stark“ für Förderzentren, „Echt Krass“ für weiterführende Schulen – siehe www.petze-kiel.de). Da auch die vielen Präventionsmaterialien, Flyer, Broschüren und Bücher bundesweit gut nachgefragt werden, lesen Sie hier eine knappe Darstellung, wie sich der konstruktiv-kritische Blick auf Selbstbehauptungs- und Selbstverteidigungskurse im hohen Norden entwickelt hat.

Die PETZE hat bereits 2006 in Kooperation mit dem AKJS Schleswig-Holstein auf Basis einer Veröffentlichung der Landeskriminalämter in Baden-Württemberg und Niedersachsen die Broschüre „Selbstbehauptungs- und Selbstverteidigungskurse für Mädchen und Jungen – Kritisch hinsehen und bewusst auswählen“ in großer Auflage veröffentlicht und zwischenzeitlich auch zweimal nachdrucken können. Diese Veröffentlichung wurde damals mit dem LKA SH und dem Landespolizeiamt durch die Koordinierungsstelle Prävention abgestimmt und herausgegeben.

Diese breite Kooperation war entstanden, weil vermehrt in Schulen und Kindertagesstätten Kurse angeboten wurden, die zwar mit „Schutz vor sexueller Gewalt“ warben, aber in ihrer Durchführung entweder reine Sportangebote waren oder die Kinder – und hier insbesondere von sexueller Gewalt bereits Betroffene und zurückhaltende Kinder und Jugendliche – massiv verunsichert, sogar belastet oder „getriggert“ und im schlimmsten Fall re-traumatisiert hatten.

Bis dahin war es durchaus gängige und weit verbreitete Praxis, dass die meist teuren Selbstbehauptungs- und Selbstverteidigungskurse von selbsternannten Expertinnen und Experten durchgeführt wurden, ohne dass die professionell Verantwortlichen und die Eltern der Kinder hinreichend über die Inhalte, die Qualität und die Wirkweisen der Kurse informiert waren.

Nicht, dass wir uns falsch verstehen: Sportliche Betätigung ist – fast immer – gut für Kinder und Jugendliche, die Kurse machen in aller Regel den meisten Schülerinnen und Schülern Spaß und sind oft eine willkommene Abwechslung vom Schulalltag. Aber kein Kind und kaum eine Jugendliche oder ein Jugendlicher – seien sie noch so trainiert – können sich gegen planvoll vorgehende, manipulativ agierende und immer massiv überlegene Erwachsene wehren. Zumal die pädosexuellen Straftäter statistisch gesehen ohnehin eher aus der Familie oder dem sozialen Umfeld stammen. Da nutzt es nicht nur wenig, sondern ist zusätzlich irritierend und belastend, wenn Mädchen und Jungen einseitig darin trainiert werden, nicht zu dem „Mann in den grauen Audi“ einzusteigen und sich nicht von Fremden nach dem Weg fragen zu lassen. Sowohl die PETZE, andere Fachberatungsstellen, als auch die Polizei haben nämlich immer wieder die Erfahrung gemacht, dass nach schlecht konzipierten und verängstigend durchgeführten Selbstbehauptungskursen Kinder „überall“ Gefahren und potentielle Täter (in Schleswig-Holstein „Mitsnacker“ genannt) entdeckten, davon aufgeregt daheim berichteten und Eltern aus vermeintlich berechtigter Sorge Anzeige erstatteten. Natürlich muss jede Polizeidienststelle derartigen Meldungen gründlich nachgehen und es ist gut, dass das auch geschieht. Wenn sich aber derartiger „Fehlalarm“ unverhältnismäßig stark häuft, haben wir die Sorge, dass einem Kind bei einer nächsten, dann berechtigten Meldung eines Übergriffs nicht mehr vorbehaltlos geglaubt wird. Die meist reine Fokussierung auf Fremdtäter in problematischen Kursen mag den Eltern als Kunden entgegenkommen, den möglicherweise betroffenen Kindern helfen sie nicht.

Viele Kurse suggerieren einen möglichen Schutz vor sexuellem Missbrauch und Gewalt, wenn sich Kinder nur „richtig“ verhalten. Das verlagert die Verantwortung für den Schutz auf die Mädchen und Jungen und kann zu zusätzlichen Belastungen, zu vermehrten Schuld- und Ohnmachtsgefühlen führen. Mit der Angst der Eltern und der Unsicherheit von Schulen und Kitas lassen sich gelegentlich gute Geschäfte machen. Gerne holen sich Schul- oder Kitaleitungen Angebote ins Haus, die häufig mit Hochglanzbroschüren und tollen Referenzen werben, ohne dass die Kurse wirklich gut evaluiert und qualitativ hochwertig durchgeführt werden. Hat eine Schulleitung so einen Kurs ermöglicht, meint sie möglicherweise den Punkt „Gewaltprävention“ als erledigt abhaken zu können. Aber Schutzkonzepte zum Thema „Sexueller Missbrauch und Gewalt“ erfordern deutlich mehr. Der UBSKM, der „Unabhängige Beauf-

tragte für Fragen des sexuellen Kindesmissbrauchs“ hat dazu mit allen Bundesländern gemeinsam eine entsprechende Kampagne aufgelegt (www.ubskm.de; www.schule-gegen-sexuelle-gewalt.de).

Generell ist zu fragen, ob ein einmalig durchgeführtes Kursangebot tatsächlich Verhalten ändern oder wirkungsvolle und dauerhafte Trainingserfolge erzielen kann. So sollten Selbstverteidigungs- und Selbstbehauptungskurse generell mit den Klassenlehrkräften und ggf. den Sportlehrkräften der jeweiligen Klassen gemeinsam durchgeführt werden, damit sich das Erlernte überhaupt nachhaltig auswirken kann.

Die Veröffentlichung der ersten Broschüre hat damals bereits dazu geführt, dass die Verantwortlichen vermehrt (noch) gewissenhafter ausgewählt haben. Ein Nebeneffekt war, dass sich die kommunalen Räte, der Landesrat für Kriminalitätsverhütung (heute Landespräventionsrat Schleswig-Holstein), die Gleichstellungsbeauftragten der Kommunen und Kreise sowie das Fortbildungsinstitut (IQSH) aus der Mitfinanzierung ungeeigneter Kurse zurückgezogen haben. Ein weiterer – durchaus erwünschter – Effekt war zudem, dass sich seriöse Anbietende mit den Fachberatungsstellen und Kinderschutzeinrichtungen vernetzt und diese z. T. bei Kursen oder bei Elternabenden eingebunden haben. Häufig bewährte Praxis ist zudem, dass Kursleitende die entsprechenden Informationsmaterialien der PETZE oder anderer Fachstellen an die Kinder der jeweiligen Altersgruppe verteilen und diese auch besprechen, damit wirklich allen Kindern und Jugendlichen angemessen vermittelt wird, dass sie nie verantwortlich oder gar „schuldig“ sind, wenn ihnen etwas passiert ist, und dass sie sich jederzeit Hilfe holen können und auch sollten, denn Hilfe holen ist kein Peinlichendes!

Kommt es in diesem Feld zu vernetzten Kooperationen wird den Kollegien und den Teams eine mindestens drei- bis vierstündige eigene Fortbildung nahegelegt, denn wann immer es um die Prävention von sexuellem Missbrauch an Kindern und Jugendlichen geht, muss einer möglichen und durchaus erwünschten Offenbarung erlittener Übergriffe sensibel und kompetent begegnet werden können. Eine Kursleitung ist in der Regel nicht dauerhaft für Betroffene ansprechbar und auch nicht automatisch in Sachen Kindeswohlgefährdung gut geschult. Daher sollte die Teilnahme von Lehrkräften oder Fachkräften schulbezogener Sozialarbeit Standard sein. Elementare Lernziele dieser Fachkräftefortbildungen hat die PETZE in ihren Merksätzen kurz und bündig zusammengefasst.

WIE ...

... ERKENNE ICH UNSERIÖSE KURS-ANGEBOTE?

- » Anbieter, die mit angsteinflößenden Bildern werben, sollten sehr kritisch betrachtet werden, denn möglicherweise wird im Kurs ebenfalls mit angstauslösenden Mitteln gearbeitet. Denn Prävention ist nur wirkungsvoll, wenn sie angstfrei vermittelt wird.
- » Patentrezepte oder Erfolgsgarantien – wie z. B. »Geld zurück bei Nichterfolg« – kann kein seriöser Kurs anbieten.
- » Es ist kein seriöses Angebot, wenn der Kurschwerpunkt auf Angriffe durch Fremdtäter gelegt wird, denn der Großteil der Täter und Täterinnen bei sexuellen Übergriffen gegen Kinder kommt aus dem nahen sozialen Umfeld der betroffenen Kinder.



VORSICHT!

- » Die Simulation des »Ernstfalls« durch realitätsnahe Rollenspiele löst Ängste bei Kindern aus. Dies gilt vor allem dann, wenn überfallartige Situationen nachgestellt werden.
- » Bei Kindern und Erziehungsberechtigten darf nicht die Illusion geweckt werden, dass die Kinder nach dem Kurs in der Lage wären, sich allein gegen angreifende Erwachsene durchsetzen zu können.



PETZE-Merksätze: Intervention

- ▶ Haben Sie keine Angst anzufangen, sich gegen sexuelle Gewalt stark zu machen!
- ▶ Bleiben Sie nicht allein, sondern holen Sie sich Unterstützung!
- ▶ Mitfühlen heißt nicht Mitleiden!
- ▶ Es gibt keinen perfekten Hilfeprozess, „Fehler“ gehören dazu!

PETZE-Merksätze: Gespräch mit dem Kind

- ▶ **Du bist nicht allein!**
Das passiert vielen Mädchen und Jungen!
- ▶ **Du bist nicht schuld!**
Verantwortlich ist immer der Erwachsene!
- ▶ Ich (als Vertrauensperson) **nehme dich ernst!**
- ▶ **Du darfst darüber reden**, was passiert ist, wenn du es willst!
- ▶ **Wir suchen gemeinsam einen Weg**, damit der Missbrauch aufhört!
- ▶ **Ich werde nichts ohne dein Wissen tun!**

PETZEN ist auch Hilfe holen.

und

Hilfe holen ist kein Petzen!

Anfang 2017 haben wir – erneut in Kooperation mit dem Landespräventionsrat Schleswig-Holstein – eine überarbeitete und deutlich verschlankte Broschüre mit dem Titel „Selbstverteidigung – Alles gecheckt? Tipps zur Auswahl“ veröffentlicht und an alle Schulen und Kindertagesstätten sowie an alle Polizeidienststellen verschickt. Dies schien uns erforderlich, weil sich in den vorangegangenen Monaten die kritischen Rückmeldungen zu Kinderkursen erneut deutlich vermehrt hatten. Daher hoffen wir, dass auch diese Broschüre dazu beitragen wird, die vielbeschworene Spreu vom Weizen zu trennen.

CHECKLISTE

WORAUF SIE ACHTEN SOLLTEN:

- qualifizierte Trainer_innen
- entspannte Atmosphäre, kein Leistungsdruck oder Zwang
- Training von individuellen Handlungsmöglichkeiten in Gefahrensituationen
- keine Werbung mit Patentrezepten oder Erfolgsgarantien
- sinnvolle Gruppengröße (10 – 12 Mädchen oder Jungen)
- nach Möglichkeit Geschlechtertrennung
- Abstimmung auf Zielgruppe

Schwerpunkt auf alltäglichen Grenzüberschreitungen

keine angstausslösenden Übungen

keine Vermittlung von trügerischer Sicherheit

Stärkung von Respekt und Einfühlungsvermögen

umfassende Information von Eltern und Lehrkräften



Die Broschüre lässt sich herunterladen unter www.petze-institut.de.

Vertiefende Informationen bietet die im November 2016 herausgegebene Broschüre „Selbstverteidigung braucht Selbstbehauptung – Standards für Selbstbehauptungskurse“ unter www.frauen.bremen.de.



Vom Mut, ich selbst zu sein

von Stephan Eckl

Wenn Angst nicht mehr auf eine konkrete Gefahr verweist, sondern Bedrohung allerorts lauert, führt dieser Zustand in Mutlosigkeit und Depression. Jungen Menschen droht dies, wenn die Aufgaben, die sie erwarten, größer sind als der Halt, der für sie bereit steht. Manchmal ist das ein jugendtypisches Thema.

Wenn wir jungen Menschen Mut machen wollen, sich ihren Aufgaben zu stellen, braucht es zunächst ein Verständnis für die Themen, die hinter der aktuellen Problematik liegen. Dann erst kann es gelingen, Lösungen zu entwickeln und Zuversicht entstehen zu lassen.

Das Theater EUKITEA hat sich auf diesen Ansatz spezialisiert. Die Schauspieler tauchen tief ein in die Fragestellungen junger Menschen und geben dann in ihren Theaterstücken Antworten, die Mut machen, den eigenen Weg zu gehen.

Am Beispiel der Entwicklung eines Theaterprojekts zur Prävention von Depression zeigt der Artikel auf, wie solch ein Angebot für junge Menschen zustande kommt.

Was ist wichtiger als jungen Menschen Mut zu machen, ihre Fähigkeiten zu entdecken und sie zu unterstützen, zu ihrer Einzigartigkeit zu stehen?

Das Kinder- und Jugendtheater EUKITEA ist bestrebt, genau diese Qualitäten zu fördern und entwickelt hierfür Theaterstücke und Projekte zu verschiedenen Themen der Prävention.



Theater ist ein großartiges Werkzeug, ein Gefährt, um scheinbar komplizierte Zusammenhänge lebendig werden zu lassen und spielerisch zu erschließen. Theater, wie wir es verstehen, ist ein hochwirksames Heilmittel. Es kann im Nachempfinden von tiefen, lösenden Spielszenen Linderung bei psychischen Spannungen verschaffen und starke Impulse zur Heilung, zum „Wieder-ganz-werden“ geben. Durch Fantasie, Humor und Musikalität werden Zugänge bei den jungen Menschen erschlossen, die sich durch andere Medien nur schwer öffnen lassen.

Im Gegensatz zu Medien wie Film oder Internet, ereignet sich Theater im Raum, im Augenblick. Die Schauspieler sind anwesend, dadurch sind sie wirklich und werden wirksam. Kinder und Jugendliche als Zuschauende können direkt Kontakt zum Geschehen aufnehmen und sich für die Inhalte des Stückes öffnen. Wichtig: Das Schauspiel muss authentisch sein! Gerade Kinder und Jugendliche bemerken sofort, wenn ihnen etwas „vorgespült“ wird. Das wahrhaftige Spiel wird als wirkliche, wirkende Erfahrung abgespeichert. Erkenntnis und nachhaltige Wandlungsprozesse werden dadurch ermöglicht.

Um ein Theaterstück zu entwickeln, steigt EUKITEA sehr tief in die Problemstellung ein. Der Prozess hält die Fragen im Fokus: Was steckt hinter dem Problem? Was meint es? Was will betrachtet werden und welche Impulse können wir den jungen Menschen vermitteln, damit eine Lösung, eine Erlösung, dieser Themenstellung erfolgen kann?

Jedes Problem ist eine Fragestellung und in jeder Frage ist eine Antwort verborgen.

Spielend, improvisierend, lauschend bewegen wir die Themenstellung und suchen nach Lösungen, die tragfähig sind. Das heißt, nach Bildern und Sequenzen, die eine Lebenssituation eindrücklich miterleben lassen und die zeigen, wie ein Zustand verwandelt werden kann.

Das Projekt zur Prävention von Lebensangst und Depression

Mit dieser Haltung haben wir uns auch dem Themenkreis depressiver Verstimmungen, Lebensangst und Burnout angenähert. Nach Gesprächen mit Fachkräften und intensiver Recherche gingen wir zur Analyse durch spielerische Selbsterfahrung über.

Ein mit schwarzem Stoff bezogener kniehohes Karton wurde in den Improvisationen zum „schwarzen Loch“, zum Auslöser und Symbol für depressive, bedrückende Lebenssituationen. Die Schauspieler schilderten ihre Erfahrungen und aus dem Erlebnis des „Negativzustandes“ konnten wir, immer den auftauchenden Bedürfnissen folgend, Trittsteine finden, die aus diesem Zustand heraus führten. Unter Trittsteinen verstanden wir, tiefe Einsichten und praktische Handlungen, die die Situation positiv verwandeln.

Relativ schnell ließen sich grundsätzliche Elemente entdecken: Angst und erlebte Bedrohung stehen auf der einen Seite des Lebens. Der Mut und das Selbstvertrauen auf der anderen.

Uns beschäftigten dann die Fragen:
Wie kann eine Brücke dazwischen geschlagen werden?
Wo und wie finden wir die Übergänge?
Aus der Angst ... in den Mut.
Aus dem (Selbst-)Zweifel ... zum Vertrauen.

Die Brücke, die wir entdeckten, war die **Selbstliebe!** (nicht zu verwechseln mit der narzisstischen Selbstverliebtheit) Über diese Brücke führt das sich entfaltende „Ich bin“.

Das erscheint alles ganz einfach. Doch warum tragen manche Menschen die Qualitäten zur Selbstliebe und zur Entfaltung des Ichs scheinbar natürlich in sich, andere nicht? Wie entsteht dieser Entfaltungsprozess? Wie können wir ihn unterstützen?



So landeten wir beim Thema Resilienz. Was brauchen junge Menschen, um widerstandsfähig zu sein, um eine innere Festigkeit zu erlangen?

Die tragfähigen Trittsteine erprobend, entwickelten wir eine Szenenfolge, in der für die Zuschauenden innerlich mit erlebbar, der Stärkungs- und Entfaltungsweg dargestellt wurde. Es entstand die Theaterproduktion „Am Rande des Regenbogens“. Das Theaterstück und die Workshop-Reihe sind für junge Menschen ab 13 Jahren geeignet und über das Theater EUKITEA zu buchen.

Als Struktur der inneren Entwicklung legten wir sieben aufeinander aufbauende Bausteine zur Resilienz zugrunde¹:

- 1 Akzeptanz
- 2 Optimismus
- 3 Selbstwirksamkeit
- 4 Verantwortung
- 5 Netzwerkorientierung
- 6 Lösungsorientierung
- 7 Zukunftsorientierung

Die Theaterproduktion „Am Rande des Regenbogens“

Als Protagonisten wählten wir zwei etwa 14 bis 15 jährige Jugendliche. Ein Mädchen „Amira“ und ein Junge „Matteo“. Beide sind keine Kinder mehr. Beide versuchen den eigenen Stand zu finden und erleben zunächst eine große Ohnmacht gegenüber der Aufgabe, ihre Lebenssituation zu bewältigen.

Beiden Personen stellen wir im Stück die Gestalt eines Begleiters zur Seite. Die Schauspieler/-innen schlüpfen dabei wechselseitig in die Rolle der Jugendlichen und in die Rolle der Begleiterin, bzw. des Begleiters. Die Zuschauenden können so Schritt für Schritt den Weg aus der Verzweiflung, der Ohnmacht vor dem Leben, hin zu der Möglichkeit, das eigene Leben gestaltend in die Hand zu nehmen, miterleben.

Im Folgenden werden die zentralen Elemente exemplarisch aus „Am Rande des Regenbogens“ herausgegriffen, um die Wirkungsweise der szenischen Umsetzung zu veranschaulichen.

Szene zur Akzeptanz, der erste Baustein zur Resilienz

Amira fühlt sich hin und hergerissen zwischen den Ansprüchen der Menschen aus ihrem Alltag. Symbolisch für die Bezugspersonen legt der Begleiter jeweils ein Kissen in einem Kreis um das Mädchen.

Begleiter: *„Komm wir spielen ein Spiel: Das ist dein Lebensfeld. Deine Eltern, deine Lehrer, deine Freunde. Sieh sie dir an!“*

Amira erlebt, wie sie von allen gezogen und gezerrt wird: *„Ich fühl mich wie ein Spielball ... Was für ein Stress!“*

Schließlich beendet der Begleiter das Spiel. Und sie besteigen einen imaginären, sich nach oben bewegenden Aufzug.

Begleiter: *„Eighty, ninety ...“*

Amira: *„Ist der Himmel jetzt nah ... und die Menschen sind nur noch ganz kleine Farbpunkte.“*

Begleiter: *„Hast du manchmal Angst?“*

Amira nickt.

Begleiter: *„Und jetzt?“*

Amira: *„Jetzt nicht, ich fühl mich frei!“*

Durch den Perspektivwechsel gelingt es Amira, Abstand zu ihrem schier übermächtigen Alltag zu finden und sie kann den ersten Schritt vollziehen: Akzeptanz. Das heißt für Amira: *„OK, das ist mein Lebensfeld!“*. In diesem Augenblick erlebt sie neuen Mut.

So werden beide Protagonisten Schritt für Schritt gelotst. Es werden den beiden immer wieder neue Lernmöglichkeiten geboten zu verstehen, lebenspraktisch zu lernen und die eigene Stärke zu erleben.

Szene zur Selbstwirksamkeit, der dritte Baustein zur Resilienz

Begleiterin: *„Matteo, gib mir deine Hand! Zeig mir deine Kraft.“*

Die Begleiterin provoziert ihn, indem sie ihn weg schiebt.

Matteo: *„Ich bin zu schwach.“*

Begleiterin: *„Sag, Ich bin stark!“*

Dem Impuls folgend wird Matteo mutiger.

Matteo: *„Ich bin stark! Ja. Ich bin stark!“*

Schließlich drückt er die eigene Kraft erlebend die Begleiterin zur Seite.

Theater hat die Möglichkeit, beispielhaft Situationen zu durchleben und bietet den Zuschauenden die Möglichkeit, sich in den Protagonisten wiederzufinden

1) Diese Gliederung orientiert sich an „Resilienz – sieben Schlüssel zu mehr innerer Stärke“ von Julia Heller.



und eigene Fragestellungen neu zu beleuchten. Im Stück werden die Zuschauenden behutsam von der Akzeptanz über den Optimismus hin zu Selbstwirksamkeit und Verantwortung begleitet, um dann Netzwerkorientierung, Lösungsorientierung und schließlich Zukunftsorientierung zu erleben.

Szene zur Zukunftsorientierung, siebenter Baustein zur Resilienz

Matteo und Amira haben Möglichkeiten erfahren, mit ihren Ängsten umzugehen und erkannt, dass Loslassen und Vergeben entscheidende Trittsteine auf dem Weg sind. Die beiden begegnen sich wieder. Ihre Haltung ist aufrecht, ihre Augen sind offen.

Matteo: „*Ich hab eine tolle Idee. Ich möchte einen Raum herrichten mit Basketballkorb und einer Mal-Ecke für Action-Painting und auch eine Couch um zu Chillen, den Platz dafür find ich schon, machst du auch mit Amira?*“

Amira: „*Tolle Idee, Matteo. Aber ich bin nicht mit dabei. Ich geh weg. Nächstes Jahr nach dem Abschluss bin ich fast siebzehn. Dann geh ich weg von zu Hause und mach eine Tanzausbildung.*“

Matteo: „*Wow, bist du mutig! Das hast du dir doch immer gewünscht!*“

Die begleitenden Workshops

Zum Theaterstück „Am Rande des Regenbogens“ bietet das Theater EUKITEA theaterpädagogische Workshops

für Jugendliche an, um das Gesehene durch eigenes Praktizieren zu vertiefen. Hier werden exemplarisch zwei Übungen vorgestellt, die mit Gruppen von max. 15 Personen durchgeführt werden.

Die „Stopp-Übung!“ aus dem Workshop zur Resilienzförderung

Alle Teilnehmenden bilden einen großen Kreis und symbolisieren damit das Lebensfeld einer Person, wie es bei Amira im Stück gesehen wurde. Jede/r Teilnehmende übernimmt eine Rolle: Vater, Mutter, Lehrer, Freundin etc. - und überlegt sich einen kurzen Satz, der typisch ist für diese Rolle und beständig wiederholt wird. Eine Person tritt in die Mitte. Alle anderen beginnen ihre Sätze gestikulierend der Person zuzurufen. Die Aufgabe der übenden Person ist es, diese Masse an Ansprüchen und Botschaften der umgebenden Menschen, dieses „Lebensfeld“, mit einem kraftvollen „Stopp“ zu beenden. Wenn „Stopp“ gerufen wird, beenden die im Kreis Stehenden ihre Zurufe. Die Spielleitung begleitet die in der Mitte stehende Person, indem sie ihr hilft, ein kraftvolles „Stopp“ zu rufen und gleichzeitig dem „Stopp“ einen starken körperlichen Ausdruck zu geben. Der körperliche Ausdruck kann ein Aufstampfen sein oder eine starke Geste, wie nach vorne gestreckte Hände, oder geballte Fäuste.

*Stopp!
Ist so befreiend, so erlösend.
Setze deine Grenze, die dir gut tut.
Deine Grenze darf niemand überschreiten.
Stopp!
Ist ein Ausdruck dafür, dass du dich wertschätzt.
Stopp!
Heißt: Ich ehre meine Empfindungen.
Ich liebe mich.*

Übung „Mein Raum“ aus dem Workshop zur Resilienzförderung

Die Teilnehmenden werden einzeln in den Übungsraum geführt. Jeder Person wird sein Raum, sein Platz im Raum, zugewiesen. Alle Teilnehmenden werden eingeladen, still zu bleiben und keinen Kontakt zu den anderen aufzunehmen. Schöne, ruhige Instrumentalmusik unterstützt die Übung.

Wenn alle ihren Platz gefunden haben, werden sie eingeladen, die Arme weit über den Kopf zu strecken, dann weit zur Seite und sich dann mit ausgestreckten Armen um sich zu drehen. Dazu spricht die Spielleitung einen Text aus „Am Rande des Regenbogens“:

*Das ist dein Raum.
Niemand darf eintreten!
Spüre deinen Atem,
Spüre dich.
Lausche in dich.
Nimm dir Zeit für dich.
Heilige Zeit.
Deine Zeit ist heilig.
Du hast Zeit.
Deine Zeit.
Das ist wichtig!*

Nach dieser meditativen Einstimmung werden die Teilnehmenden aufgefordert sich zu setzen.

Jetzt erhält jede/r ein Blatt und einen Stift: „Schreibe alles auf, was dich bedrückt. Alles was du nicht mehr haben möchtest!“ Nach einer Schreibphase von ca. 5 bis 10 Minuten bekommen die Teilnehmenden noch ein zweites Blatt: „Schreibe jetzt alles auf, was du dir wünschst, was dein Herzensanliegen ist. Wie sieht dein erster Schritt zur Umsetzung aus?“

Die Erfahrungen mit dem Theaterstück „Am Rande des Regenbogens“ und den begleitenden Workshops sind äußerst positiv. Die Aufführungen sind äußerst konzentriert und die Jugendlichen lassen sich sehr persönlich auf den Werdegang der Protagonist/-innen ein. Das Rezeptionsverhalten der jungen Menschen erleben wir als sehr offen. Es ist, als ob sich die alltäglichen Schutzpanzer auflösen und ganz persönliche Dinge ausgedrückt werden können – zumindest im Zeitraum nach dem Stück. Zum Beispiel äußerten sich 14-jährige Jungen im Nachgespräch über ihre Ängste. Wir entdeckten bei ihnen eindrucksvolle Stärke und Ehrlichkeit.

Mädchen machen häufig ganz essentielle Erfahrungen in der „Stopp“-Übung. Wie Amira im Stück konnten sie ihre Angst überwinden und aus der Rolle des braven Mädchens heraustreten. Sie haben ihre Kraft und ihre Wildheit erfahren: Ich kann Grenzen setzen. Ich bin geschützt.

*Manchmal ist das Leben so stark, so groß und
der Sturm wirbelt dich, bis du nicht mehr weißt,
wo du bist. Und dann ist die Stimme wieder da
und du weißt genau,
was du zu tun hast.*



„Vom Mut ich selbst zu sein“ ist erhältlich unter: www.eukitea.de

▼ MEDIEN

▼ SUCHTPRÄVENTION

klicksafe to go



„klicksafe to go“ ist ein neues Format, in dem aktuelle, medienpädagogisch relevante Themen aufgegriffen und für Schule und Unterricht kompakt aufbereitet werden. Das Internet ist im ständigen Wandel begriffen: neue Dienste, neue Themen, neue Chancen, neue Risiken und Probleme. Die Aufgabe der Medienpädagogik ist es auch, aktuelle Entwicklungen schnell aufzugreifen und pädagogisch kompakt aufzubereiten. klicksafe stellt mit „klicksafe to go“ ein Format zur Verfügung, das Lehrende herunterladen und in ihren Netzwerken teilen können.

Zurzeit sind zwei Ausgaben erhältlich:

- ▶ Fakt oder Fake, wie man Falschmeldungen im Internet entlarven kann
- ▶ Datensatz – Datenschutz, warum Datenschutz und Datensicherheit wichtig sind.

Mehr unter <http://www.klicksafe.de/service/schule-und-unterricht/klicksafe-to-go/>

Legal Highs

An den Folgen des Konsums illegaler Drogen sind im Jahr 2016 nach Angaben des Bundeskriminalamtes zur Rauschgiftkriminalität insgesamt 1.333 Menschen gestorben. Dabei ist die Zahl der Todesfälle im Zusammenhang mit dem Konsum von neuen psychoaktiven Stoffen (NPS), besser bekannt als „Legal Highs“, weiter gestiegen: Im Jahr 2015 wurden hier 39 Todesfälle registriert, 2016 waren es mit 98 Todesfällen schon mehr als doppelt so viele.

Legal Highs werden irreführend als Kräutermischungen, Badesalze, Lufterfrischer oder Pflanzendünger benannt und verkauft und wirken in ihren bunten Verpackungen vermeintlich harmlos. Die Zusammensetzung der Inhalte ist nicht ausgewiesen, so können Konsumierende nicht wissen, in welcher Konzentration sie welche synthetischen psychoaktiven Substanzen – geschnupft, geraucht, geschluckt oder gespritzt – zu sich nehmen. In der Regel ahmen die synthetisch hergestellten Stoffe die Wirkung von Amphetamin und Ecstasy oder Cannabis nach.

Bei Legal Highs sind die Konzentrationen psychoaktiver Substanzen zum Teil so hoch, dass der Konsum zu lebensgefährlichen Intoxikationen führen kann. Die Folgen reichen von Kreislaufversagen, Ohnmacht, Psychosen, Wahnvorstellungen und Muskelzerfall bis hin zu drohendem Nierenversagen.

Weiterführende Informationen bietet die BZgA auf dem Internetportal www.drugcom.de und informiert ausführlich über Risiken und Wirkung der Legal Highs unter: <http://www.drugcom.de/drogenlexikon/buchstabe-l/legal-highs/>.

Quelle: Auszug aus der Pressemitteilung der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) vom 21.06.2017

Dossier

„Kinder suchtkranker Eltern“

Die Bundesarbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendschutz hat das Dossier „Kinder suchtkranker Eltern“, das erstmals 2012 erschienen ist, erneut von Henning Mielke, Geschäftsführer von NACOA Deutschland, der Interessenvertretung für Kinder aus Suchtfamilien e.V., überarbeiten lassen. Mit der Ausgabe 1/2017 liegt nunmehr eine aktualisierte Version vor, die neben grundlegenden Informationen auch auf rechtliche und pädagogische Aspekte eingeht und umfangreiche Hinweise auf Literatur, Studien sowie Ansprechpartner enthält.

Das Dossier „Kinder suchtkranker Eltern“ kann kostenlos auch in höherer Stückzahl beim Herausgeber bezogen werden – ggf. fallen Versandkosten an: Bundesarbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendschutz, Mühlendamm 3, 10178 Berlin, Fax: 030-400 40 333, Mail: info@bag-jugendschutz.de, Online unter: www.bag-jugendschutz.de

Deutsche Hauptstelle für Suchtfragen (DHS)

Informationen zu Alkohol und anderen Drogen in arabischer und englischer Sprache

Die DHS hat zwei neue Broschüren für Geflüchtete, die arabisch oder englisch sprechen, herausgegeben. Risiken und Folgen des Suchtmittelkonsums werden

▼ GLÜCKSSPIELSUCHT

ebenso vermittelt wie der Zugang zu Beratung und Hilfe. Aufgrund der großen Nachfrage kann man die Broschüren als PDF-Dateien herunterladen.

Download unter: www.dhs.de/start/startmeldung-single/article/informationen-zu-alkohol-und-anderen-drogen-in-arabischer-und-englischer-sprache.html

Suchtprävention in der Heimerziehung – Handbuch zum Umgang mit legalen wie illegalen Drogen, Medien und Ernährung

In Einrichtungen der öffentlichen Erziehung ist es für Pädagoginnen und Pädagogen eine herausfordernde Aufgabe, mit riskantem Konsumverhalten der Kinder und Jugendlichen angemessen umzugehen. Doch was ist „riskant“? Wie können Fachkräfte auf welches Konsumverhalten frühzeitig und erfolgversprechend reagieren?

Das Handbuch nimmt diese Fragen praxisorientiert auf. Konkrete Tipps können sofort im Arbeitsalltag erprobt und angewandt werden. Anregungen helfen, einzelne Bausteine oder ein Gesamtkonzept zur Gesundheitsförderung und Suchtprävention in das bestehende pädagogische Konzept der Einrichtung zu integrieren. Und: Fachkräfte der Suchthilfe und Suchtprävention können über

die Arbeitshilfe das Gespräch mit Fachkräften der Jugendhilfe suchen und Unterstützung anbieten.

Das Handbuch wird von der DHS und von Nadja Wirth herausgegeben – in Kooperation mit dem LWL-Landesjugendamt Westfalen, gefördert von der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) im Auftrag des Bundesministeriums für Gesundheit.

Die Arbeitshilfe für die Praxis kann ab sofort bei der DHS (<http://www.dhs.de/nc/informationsmaterial/bestellung.html>) und der BZgA (order@bzga.de) kostenfrei bestellt werden.

Ein Download steht unter www.dhs.de, Rubrik Informationsmaterial zur Verfügung.



Sportwetten

Sportwettbetrug

Seit Ende April 2017 sind die neuen Strafparagrafen „Manipulation von berufssportlichen Wettbewerben“ (§ 265d StGB) und „Sportwettbetrug“ (§ 265c StGB) in Kraft. Somit kann künftig mit Geldstrafe oder mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren bestraft werden, wer Gegenleistung dafür fordert, sich versprechen lässt oder annimmt (Bestechung), um den Verlauf oder das Ergebnis eines berufssportlichen Wettbewerbs in wettbewerbswidriger Weise zu beeinflussen und infolgedessen einen rechtswidrigen Vermögensvorteil durch eine auf diesen Wettbewerb bezogene öffentliche Sportwette erlangt.

Sportwettkonzessionen

Mitte März 2017 unterzeichneten die Ministerpräsidenten der Länder den zweiten Glücksspieländerungsvertrag, der 2018 in Kraft treten soll. Eine wesentliche Veränderung bezieht sich auf Sportwettkonzessionen. Künftig soll es keine zahlenmäßige Begrenzung der Sportwettkonzessionen mehr geben. Alle Bewerber um eine Konzession, die 2012 die Mindestvoraussetzungen erfüllt hatten, sollen eine „vorläufige Erlaubnis“ erhalten. Das Land Nordrhein-Westfalen soll künftig für die Konzessionsvergabe zuständig sein.

Sportwettwerbung

Laut dem Endbericht des Landes Hessen zur Evaluierung des Glücksspielstaatsvertrages (siehe Newsletter der Forschungsstelle Glücksspiel der Universität Hohenheim vom Juli 2017) ist die Anzahl der Werbepartnerschaften von Glücksspielunternehmen mit deutschen Profifußballklubs in den letzten drei Jahren von 51 auf 97 gestiegen und hat sich damit beinahe verdoppelt.



▼ GEWALTPRÄVENTION

Sportwettsuchtprävention

Da in Deutschland die meisten Jugendlichen (trotz gesetzlichem Verbot) Erfahrungen mit Glücksspielen machen, Sportwetten gerade für Sportlerinnen und Sportler besonders attraktiv sind und schon Heranwachsende teilweise die Kontrolle über ihr Spielverhalten verlieren, entwickelte die Aktion Jugendschutz Bayern ein MultiplikatorInnenkonzept zur Spielsuchtprävention im Sportverein:

In einer dreistündigen Schulung lernen Mitarbeiter aus Sportvereinen und Jugendarbeit den Workshop „Voller Einsatz“ durchzuführen. In diesem Workshop setzen sich die Teilnehmenden mit viel Spaß und Aktion mit Glücksspielen auseinander. Die Methoden sind einfach zu erlernen und erfordern keine besonderen Vorkenntnisse. Während der Evaluationsphase erhalten Workshopleitungen bei Teilnahme an der Befragung ein Honorar. Ab sechs Teilnehmenden können Inhouse-Schulungen angeboten werden.

Kontakt: Daniel Ensslen

Referent für Prävention gegen Glücksspielsucht
Aktion Jugendschutz Bayern e.V.

Mail: ensslen@aj-bayern.de

Broschüre

(K)Eine Glaubensfrage – Religiöse Vielfalt im pädagogischen Miteinander

Der Sammelband bündelt Erkenntnisse aus Wissenschaft und Bildungspraxis zum Thema Religion. Die Publikation präsentiert und diskutiert Kontroversen, Fragen und Erfahrungen zum Umgang mit Religionen in der pluralen Gesellschaft. Gängige Klischees und

Stereotype – etwa über Juden/ Jüdinnen oder Muslim*innen – werden kritisch hinterfragt und die Versprechen des säkularen Rechtsstaats überprüft. Der religiösen Radikalisierung ist dabei ein eigenes Kapitel gewidmet.

Neben theoretischen Reflexionen bietet der Sammelband Methoden



und Inputs für die praktische Arbeit im pädagogischen Raum – und empfiehlt sich daher auch ganz besonders für Fachkräfte der schulischen und außerschulischen Bildungsarbeit.

Die Broschüre kann über bfd@bs-anne-frank.de bestellt, oder als PDF herunter geladen werden: www.bs-anne-frank.de/fileadmin/downloads/K_Eine_Glaubensfrage.pdf

Methodenhandbuch für Kommunales Mentoring „KOMMENT“

In Trägerschaft von Violence Prevention Network wurde von 2015 – 2016 ein Angebot entwickelt, um die Kompetenzen von Fachkräften aus dem Kinder-, Jugend- und Familienbereich bei der Begegnung mit vorurteilsbehafteten Personen (Kindern, Jugendlichen, Eltern ...) zu erweitern. Daraus ist eine niedrigschwellige Workshop-Reihe zu den Themen „Rechtspopulismus – Rechtsextremismus“, „Grundlagen des Islam“ und „Menschen auf der Flucht“ entstanden, die im KOMMENT Methodenhandbuch vorgestellt werden.

Die Übungen sind sowohl im MentorInnen-Training als auch in den daraus resultierenden themenbezogenen Workshops entwickelt und eingesetzt worden.

Die Übungen wurden alle in der Praxis erprobt und eignen sich für Fachkräfte in Pädagogik und Erziehung.



Der Link zur Broschüre: www.violence-prevention-network.de/de/publikationen/methodenhandbuecher

Handreichung

Prävention von Radikalisierung: Integration fördern, Radikalisierung erkennen

Die European Foundation for Democracy und das Counter Extremism Project (CEP) haben eine Handreichung für Schulen und berufliche Bildung zur Prävention von Radikalisierung herausgegeben. Sie

▼ SEXUALPÄDAGOGIK

konzentriert sich auf die Themenfelder patriarchale Strukturen und Traditionen, orthodoxer Islam, Islamismus und Salafismus, die teilweise miteinander verwoben sind.

Die Veröffentlichung zeigt praktische Möglichkeiten auf, wie in herausfordernden Situationen pädagogisch sinnvoll gehandelt werden kann. Für das Handbuch wurden unter anderem Hintergrundgespräche mit Lehrkräften und Sozialarbeiter/-innen geführt, die sich täglich in den beschriebenen Situationen zurechtfinden müssen.



Die PDF-Broschüre kann heruntergeladen werden unter: <http://europeandemocracy.eu/wp-content/uploads/2017/04/Handreichung-fuer-Lehrkraefte.pdf>

Mit Witzen die Welt verändern?

Neues Videomodul im Projekt „Alternativen aufzeigen“ erschienen

Im Projekt „Alternativen aufzeigen!“ entstehen kurze Filme und Handreichungen mit Übungen für die pädagogische Praxis im Themenfeld Islam, Islamfeindlichkeit, Demokratie und Islamismus für Jugendliche ab der fünften Klasse. Im Januar wurde das Modul „Comedy“ veröffentlicht. Comedy ist bei vielen Jugendlichen populär. Die Videos dienen als Einstieg, um mit Jugendlichen zu schwierigen Themen ins Gespräch zu kommen: Erfahrungen von Diskriminierung und Ausgrenzung, Religion oder Radikalisierung und der sogenannte „Islamische Staat“. Die Jugendlichen können sich mit den Möglichkeiten und Grenzen von Humor auseinandersetzen und sollen über eigene Handlungsoptionen nachdenken.



Zu den Videos gibt es vier begleitende Handreichungen mit Übungen. Die jeweils rund fünf Minuten langen Videos können online geschaut oder heruntergeladen werden: <http://www.ufuq.de/modul-2/>

PräviKIBS

Ein Programm zur Prävention von sexualisierter, körperlicher und psychischer Gewalt für Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe

PräviKIBS[©]

Viele stationär untergebrachte Kinder und Jugendliche sind – nicht zuletzt aufgrund ihrer

biografischen Vorerfahrungen – von dem Risiko bedroht, auch in ihren Einrichtungen Gewalterfahrungen zu machen. Darauf hat das Bundeskinderschutzgesetz (2012) insofern reagiert, als Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe verbindliche Maßnahmen zum Schutz betreuter Minderjähriger institutionell verankern müssen.

In diesem Kontext hat die Münchner Beratungsstelle KIBS das Programm PräviKIBS entwickelt. In 18 Kurs-einheiten werden Themen wie „Kommunikation“, „Berührungen“, „Privatsphäre“, „angemessene vs. grenzverletzende sexuelle Handlungen“, „sexuelles Wissen“ und „Präventionsstrategien“ behandelt. Ziel ist eine langfristige Integration in den pädagogischen Alltag, um den Schutz von Kindern/Jugendlichen zu erhöhen und einen respektvollen und grenzachtenden Umgang aller Akteure einer Einrichtung zu etablieren.

Das Programm kann von Mitarbeiter*innen stationärer Kinder- und Jugendhilfeeinrichtungen in ihren Institutionen durchgeführt werden. Voraussetzung dafür sind (1) eine 3-tägige Schulung, (2) das PräviKIBS-Manual und (3) der Materialienkoffer. Zielgruppe sind nicht nur Kinder und Jugendliche sondern auch Betreuerinnen und Betreuer in Einrichtungen.

Ein besonderer Schwerpunkt wird auch auf die Prävention von sexualisierten Grenzverletzungen zwischen Minderjährigen in Einrichtungen gelegt. Das im Verlauf eines mehrjährigen Entwicklungsprozesses erarbeitete Programm wurde vom Deutschen Jugendinstitut wissenschaftlich evaluiert.

Nähere Informationen über die Durchführung von PräviKIBS sind erhältlich bei:

KINDERSCHUTZ MÜNCHEN / Beratungsstelle KIBS, Holzstraße 26, 80469 München

Telefon (089) 231716–9120, Mail: mail@kibs.de;

Internet: <https://www.kinderschutz.de/angebote/alphabetisch/kibs/praevikibs>

▼ ELTERN TALK



ELTERN TALK



Neue Fachreferentin bei ELTERN TALK

Seit dem 01. Juni 2017 ist das Team von ELTERN TALK mit der neuen Fachreferentin Nataša Eckert wieder komplett. Frau Eckert ist Pädagogin (M.A.) und wird nach einer Einarbeitungszeit die Regionen Ober-, Unter-, und Mittelfranken betreuen.

Frau Eckert hat mehrjährige Erfahrung in der stationären Jugendhilfe und war hier insbesondere im intensivpädagogischen/therapeutischen Bereich tätig. Darüber hinaus bringt sie Kenntnisse der Netzwerk- und Bildungsarbeit mit, die sie als wissenschaftliche Referentin an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz erworben hat. Hier war sie für die Entwicklung, Koordination und Implementierung eines zweijährigen Modellprojekts zur Prävention von Jugendverschuldung zuständig.

Zurzeit promoviert Frau Eckert nebenberuflich zur Bedeutung von Geld im Jugendalter. „Ich freue mich auf die neuen Herausforderungen und spannenden Aufgaben bei ELTERN TALK und denke, dass ich meinen Erfahrungshintergrund aus theoretisch-wissenschaftlicher Expertise und praktischer Sozialer Arbeit positiv bei ELTERN TALK einbringen kann.“

Sie erreichen Frau Eckert Montag bis Freitag unter eckert@aj-bayern.de oder unter 089 12 15 73–31.

Stadt Schwabach und Dachau neu im ELTERN TALK-Netzwerk

Im Juli hat die **Stadt Schwabach** mit ELTERN TALK gestartet. Standortpartner ist das Amt für Jugend und Familie der Stadt Schwabach. Die ELTERN TALK-Regionalbeauftragte Sabrina Wild erreichen Sie unter sabrina.wild@schwabach.de

Ebenfalls im Juli gestartet hat **Dachau** mit der AWO Kinder und Jugend gGmbH im Mehrgenerationenhaus als regionalem Partner.

Die Ansprechpartnerin in Dachau ist Sabina Endter-Navratil, Telefon 0151–54834721, Mail: menschen_staerken_menschen@awo-dachau.de

Wir freuen uns über die Vergrößerung des ELTERN TALK-Netzwerkes und wünschen den neuen Standorten viel Spaß und Erfolg mit ELTERN TALK.

ELTERN TALK als Angebot für geflüchtete Eltern – Erfahrungen der Region Coburg

Mit der großen Flüchtlingswelle im Jahr 2015 ist auf die Bundesrepublik eine gewaltige Integrationsaufgabe zugekommen. Händeringend werden Konzepte und Methoden gesucht, die diesem Personenkreis beim Verstehen und Erlernen unserer Kultur helfen. Da lag es nahe, die im Migrationsbereich langjährig bewährte Methode des ELTERN TALK auch für geflüchtete Familien zu nutzen. Der Landkreis Coburg hat daraus ein eigenes Projekt gemacht und die Erfahrungen inzwischen ausgewertet. Zugrunde liegen die Erfahrungen von 17 ELTERN TALKs mit geflüchteten Familien aus Äthiopien, Syrien, Afghanistan, dem Iran, Aserbaidschan, der Ukraine und Tschetschenien.

Mit der Standortpartnerin Frau Nathalie Dikomey sprach Dr. Florian Straus (IPP).

Welche Motivation hat ein Standort, ELTERN TALKs mit Flüchtlingsfamilien besonders zu fördern?

Als Standortpartnerin ist es mir gelungen, meine Regionalbeauftragte und die Moderatorinnen dafür zu gewinnen, das Projekt ELTERN TALK mit geflüchteten Eltern in der ganzen Region auszubauen. Sie haben mir vermittelt, dass das nicht einfach wird, aber sie waren trotzdem sofort „Feuer und Flamme“ es anzugehen. Der Landkreis Coburg hat sich dann entschlossen, im Rahmen des Projektes ELTERN TALK zu eruieren, wie sich das Modell „Wie kommen meine Kinder in der neuen Medien- und Konsumwelt zurecht? ELTERN TALK hilft Übergänge zu begleiten“ einführen und etablieren lässt. **ELTERN TALK in den Flüchtlingsfamilien soll Eltern stärken, Austausch ermöglichen, nachhaltige Vernetzungen schaffen, zu einer gelingenden Integration der Familien beitragen und ein Zeichen der Willkommenskultur für die Menschen in Stadt und Landkreis Coburg sein.**